

Luise Algenstaedt

Unsere Art : Bilder vom Mecklenburger Land und Strand

Leipzig: Amelang, 1907

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn76905725X>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

Luise Algenstaedt

Unsere Art

Cf - 2436

Ex
Bibliotheca
Academiae
Pestochiensis

Unsere Art.



Bilder vom Mecklenburger Land
und Strand.

Von

Luiſe Algenſtaedt.



Leipzig,

C. F. Amelangs Verlag.

1907.

Alle Rechte vorbehalten.



1913/4. KM. 1.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Getzel & Co.



Inhalt.

	Seite
Peters Fischzug	1
Des alten Pastors Leibwache	17
Warum?	51
Jochim, der Hinterfönnige	106
Das „Klannern“	122
Das letzte Wort	132



Peter's Fischzug.

Auf der Suche nach einem stillen Küstenort, wo ich einige Wochen lang den Strand mit möglichst wenigen andern Sommergästen zu teilen haben, — wo ich in das wirkliche Leben der Bewohner eintreten würde, statt mich mit gleichgültigen Sondereinrichtungen abspeisen zu lassen, geriet ich in ein Fischerdörfchen, das nur aus einem guten Duzend Wohnhäuser bestand. Es besaß jedoch eine kleine Kapelle, in welcher zuweilen Gottesdienst gehalten wurde, sowie einen eigenen Friedhof, welcher vom Binnengelände sich auf die Düne hinaufzog; die Toten schützten bei Sturmfluten ihr altes Gotteshaus mit ihren Leibern.

Als ich eines Tages über das Gräberfeld schlenderte, auf dessen Kreuzen manch kennzeichnendes, ungewöhnliches Wort zu lesen war, entdeckte ich neben der Grabstätte eines ertrunkenen Fischers diejenige seiner Tochter, eines zwölfjährigen Mädchens, welchem man das Wort mitgegeben hatte: „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Das Kind mußte der Fischerwitwe zugehören, welche die Wäsche der

vereinzelt den Sommergästen besorgte. Ich hatte sie dadurch bereits kennen gelernt und über ihren außerordentlichen Fleiß gestaunt. Ihre Wohnung war ärmlich, ihre vier dürftig gekleideten Kinder wurden, wie mir schien, mit reichlich fester Hand erzogen. Den ältesten Sohn hatte sie auf der Deckoffiziersschule; hätte sie ihn daheim behalten als Verdienener im Fischereigewerbe, so hätte sie sich nicht so zu plagen brauchen. Das wenigstens war die Meinung meiner eigenen Hauswirthin, mit welcher ich über die Frau sprach; es sollte aber hauptsächlich einem schon verstorbenen Kinde zu Gefallen so eingerichtet worden sein.

Ich hatte am Abend dieses Tages mit der Fischerwitwe zu sprechen, fand sie mit einer Flickarbeit vor ihrer Haustür und setzte mich zu ihr. Das Grab ihres Töchterchens mit der bedeutsamen Inschrift gab die Anknüpfung für das, was ich zu erfahren wünschte. Sie sah mir rasch prüfend in die Augen — daß ich ihren alten, sturmgefügten Kirchhof liebte, gern auf ihm verweilte und ein Ohr hatte für diese stumme Chronik vom Kreuz und Leiden, vom Lieben und Hoffen ihres Dorfes, machte sie endlich vertraut, und sie berichtete, was sich mit den Ihren an jenem unvergeßlichen Sommertage und in der darauffolgenden Nacht zugetragen. Es lag ihr zuletzt selbst daran, mich recht vollständig über die Zusammenhänge zu unterrichten, weil sie auch von mir zu hören wünschte, daß sie recht gethan, ihren Ältesten in den

Marinedienst zu geben. Deshalb führte sie alles an, was das Mädchen mit dem Bruder Peter gesprochen, was Peter später gesehen, was sie selbst über die Vorgänge Genaueres vermutete und rief auch die Kinder heran, von denen das größte schon eigene Erinnerungen beisteuern konnte. Ohne mein Zutun gewann die Unterredung mit ihren verschiedenen Zeugenaussagen fast die Genauigkeit und Wichtigkeit einer Gerichtsverhandlung; denn auch ein greiser Großvater kam aus dem sandigen Gärtchen herzu, setzte sich auf einen Haublock und ergänzte oder bestätigte die Berichte der andern. Sie konnten alle nicht leicht hin darüber sprechen, — dazu war das Erlebnis zu erschütternd gewesen, dazu beschäftigten seine unaufgeklärten Momente sie noch zu tief; — sie konnten mich nur vollkommen einweihen. Mir aber gestaltete sich die Erzählung aus Erwiesenem und Vermutetem zu einem einheitlichen Bericht, welchen ich um seiner Seltsamkeit und inneren Schönheit willen hier folgen lasse.

Die Fischer des kleinen Stranddorfes übten ihren mühseligen Beruf gemeinschaftlich aus. Je zwei oder drei in einem Boot zogen sie mit ihrer Flottille beim ersten Morgengrauen in die Fischgründe, um ihr Garn zu legen, und wenn das geschehen war, schwärmten sie auseinander und suchten die früher gelegten Netze auf, welche von Wind und Wellen oft fortgetrieben waren, aber an den bunten schwimmenden Fähnchen erkannt werden konnten. Der Fang gehörte in täglichem Wechsel nur einem

einzigem der Männer. Peter Keepenmat war nach der alphabetischen Reihenfolge bisher an zehnter Stelle gewesen — aber Peter Keepenmat war an einem windigen Sommerabend beim Reuseneinholen ins Wasser gestürzt, vom Schläge gerührt und in seinem eigenen Netz tot herausgezogen worden. Er hinterließ die Frau mit fünf Kindern.

Der älteste Junge, der nach Fischerbrauch ebenfalls Peter hieß, war schon oft mit dem Vater gefahren. Er war erst vierzehn, aber stämmig und geschickt, und wünschte nichts sehnlicher, als nach seiner Konfirmation als Schiffsjunge auf ein Schulschiff zu gehen. Nun jedoch schwand diese Aussicht, denn er mußte so bald wie irgend möglich ein Verdienner fürs Haus werden.

Und das älteste Mädchen war Eken, die wie vor die Stirn geschlagen war, als man den Vater hereintrug. Tränenlos half sie eine Lagerstatt für ihn herrichten, tröstete ihre wehklagende Mutter und brachte die kleinen Geschwister ins Bett. Und dann, weil sie drinnen nichts mehr zu tun wußte, ging sie vor die Thür, fand bei den Netzen im Sande einen Taschenkrebs mit gebrochenen Beinen und — da er noch ein wenig lebte, lief sie plötzlich laut aufweinend mit ihm an den Strand und setzte ihn ins Wasser. Das war Eken mit den zwei kurzen dicken Böpfen! Sie hatte bisher niemals über die Taschenkrebse und Knurrhähne nachgedacht, welche täglich gewaltsam aus den Netzen gelöst und in den Sand geworfen wurden, wo es ihnen über-

lassen blieb, ob sie sich in die Flut zurückfanden oder nicht. Doch auch in anderer Weise wurde der Tag ein Wendepunkt für sie. Sie war erst zwölf, aber es war, als müsse sie fortan mit der Mutter die Sorge für Hauswesen und Geschwister teilen.

Nach Ostern sollte Peter als Dreiviertelsmann unter die Fischer aufgenommen werden — mit dreiviertel Anteil am Fang. Bis dahin gaben die andern dem Keepenmatschen Hause den „Korb der Witwe“. Derjenige nämlich, welchem der Fang gehörte, tat gleich am Strande einige tiefe Griffe hinein und legte nach seinem Ermessen einen Teil für sie beiseite, — viel, wenn die Ausbeute gut, wenig, wenn sie gering war. So war es ein gewisses Herkommen, und alle schauten zu. Sie hatten es schon im Augenmaß, wieviel es sein mußte für den „Korb der Witwe“.

Herbststürme kamen, in denen die Brandung die Boote nicht vom Strande abkommen ließ, wo es unmöglich war, Netze zu legen oder einzuholen, und wo die draußen befindlichen zerrissen und die Fische in ihnen starben. Da war im Keepenmatschen Hause der Tisch noch karglicher bestellt als in den andern Fischerhäusern, und die Hoffnung Peters und Erens auf das Schulschiff sank noch tiefer. So verging der Winter, und in Bangen und Entbehren kam der Einsegnungstag heran. Am andern Morgen aber war Peter ein Dreiviertelsmann, und nun begann ein neues Hoffen: das Hoffen und Warten auf den großen, wunderfamen Fischzug, der wie ein Gewinn im

Glückspiel täglich oder nie eintreffen kann, der allem Darben ein Ende machen und den Weg zum Schulschiff wieder öffnen konnte, — dies stete Warten, in welchem alle Fischer lebten, das aber bei den Keepenmats zu Lebzeiten des Vaters nie so bange und leidenschaftlich gewesen war! Jetzt im Frühjahr kamen die gewaltigen Heringszüge an die Küsten — konnte nicht einer auch an diesen Strand kommen und den Tag treffen, der Peter gehörte?!

„Wenn die Heringe an unserm Tage kämen — Peter, ich weiß nicht, was ich anfinde. So hoch würde ich springen!“ sagte Eken beim Netzaufhängen und zeigte über den nächsten Trockenpfahl hinaus. „Alle Heringe wollte ich dir in die Stadt tragen — Tag und Nacht. Alle Leute auf der Straße wollte ich bitten, daß sie sie kaufen. Ich wollte nie wieder so lange draußen spielen, wenn Mutter arbeiten muß! Alle Krebse wollte ich sammeln und wieder ins Wasser werfen — und die Schollen, die zu klein sind! O, ich weiß nicht, was ich alles tun wollte, — ich wollte sterben, wenn nur die Heringe kommen und du ‚Mariner‘ werden kannst. O ja — das wollte ich! Aus dem Himmel wollte ich dann zusehen, wie du um die ganze Erde fährst und hier und da anlegst — und wenn ich sehe, daß ein Wilder heimlich kommt und dich totschlagen will, oder eine Schlange durchs Gebüsch auf dich zufruchtet, dann fliege ich rasch hinunter und tipp dich an, daß du weglaufen kannst. O, ich weiß nicht, was ich tun wollte, wenn nur die Heringe kämen!“

„Und ich — wenn die Heringe kämen —“ sagte Peter, „ich wollte ein ‚Mariner‘ werden, wie ihr noch keinen gesehen habt, so stramm!“ und er straffte sich mit einem Ruck, daß er dunkelrot wurde. „So einer, der dem Kaiser vorgestellt wird, wenn der den besten vom Schiff sehen will, — der ans Geschütz springt und an die Signalrahen wie das Donnerwetter. So einer, daß ihr alle hier den Mund offen vergeßt, wenn ich auf Urlaub komme als Obermatrose und nachher als Deckoffizier. Und wenn dann mir zu Ehren im Krug getanzt wird, schwenk ich dich auch vielleicht mal herum, falls du dich ein bißchen hübsch gemacht hast.“

Mehrere Tage wehte es aus Nordwest. Die Arbeit war schwierig, aber der Fang gut, und die Frauen, die ihn jeden Vormittag in ihren Kiepen zur Stadt brachten, kamen mit gutem Erlös heim. Alle aber nährten die unbestimmte Hoffnung auf noch Besseres: auf den großen Heringezug.

Und er kam, und zwar zu dem Tage der Witwe Keepenmaat.

Efen war wie gewöhnlich früh am Strande und sah, wie die Boote halbkreisförmig in weiten Abständen fuhren, als schleppten sie eine Wade, — wie sie nur langsam vorwärts kamen und Peter ihr schon von fern sonderbare Zeichen mit den Armen machte. Plötzlich merkte sie, daß es die Heringe sein mußten, und der Sand zu ihren Füßen kreiste vor ihren Augen, so schlug ihr das Fauchzen nach innen. Aber dann machte sie auf

dem Fleck einen Sprung, fast so hoch, wie sie vorher gezeigt, und jagte die Düne hinan durch Strandhafer und Brombeerranken nach Hause. Viel früher, als die Mutter es hören konnte, fing sie schon ihr Freudengeschrei an. Der schlug es auf Tränen, und sie mußte sich niedersetzen. Dann aber raffte sie alles, was an Kiepen, Körben und Kisten im Hause war, zusammen und lief mit an den Strand. Auch der Großvater kam erstaunlich flink hinterdrein gehumpelt, und alle Leute, die Eken hatten rufen hören, kamen nach.

Die Fischer waren noch immer nicht heran; aber sie konnten schon durch Rufen sich verständlich machen. Es war unmöglich, die Wade auf den Strand zu ziehen, sie wäre zerrissen. Wagen mußten besorgt werden, die ins Wasser hineinführen, und die man mittels Reschern belud, um die Netze zu erleichtern, — und Eken jagte ins Dorf. Der Krüger borgte ihr einen Kastenwagen mit zwei Pferden und der nächste Büdner einen zweiten. Zehn Ladungen wurden herausgefahren, und noch immer ließ die Wade sich nicht holen; erst nach der sechzehnten war es möglich, das Netz auf den Strand zu schleifen. Peter war bleich vor Erregung, der Großvater freilich, welcher einst als abgemusterter Matrose eine Zeitlang an der norwegischen Küste mit Fischern gearbeitet hatte, sagte, dort habe er es noch toller gesehen, und er sei in Heringschwärme geraten, in denen das Boot nicht habe fahren können.

Fußhoch war der Strand weithin mit Heringen bedeckt. Die Fischer und alle, welche Hilfe leisten wollten, durften für ihr eigenes Haus nehmen, so viel sie wollten. Alle andern Dorfbewohner betrachteten es als Ehrensache, zu kaufen, soviel sie irgend verbrauchen konnten. Eine Stunde später aber zog eine kleine Karawane mit Körben, Karren und Handwagen in die Stadt zu den Räuhereien und zum Straßenverkauf, und andere gingen in die benachbarten Dörfer, und überall wurde gesagt, daß es die Ware einer armen Witwe sei. In allen Häusern in weiter Runde wurden an diesem Tage Heringe gebraten, gekocht und geräuchert, so viel nur irgend möglich war. Und die Austräger kehrten wieder und holten neue Fracht, solange das Tageslicht währte.

Am frühen Morgen schon kamen Schwärme von Möwen über das Wasser, und ihr schriller Schrei mischte sich mit dem Krächzen der Krähen, die aus dem nahen Kiefernwald herbeiflatterten; die dunkeln und die weißen Vögel kreisten gierig über den Fischhaufen und mußten unablässig verjagt werden. Allein sie waren dreist und flink, und wenn man sie an einer Stelle aufscheuchte, ließen sie sich auf einer andern nieder.

Efen hatte zu Hause bleiben sollen, um für die kleinen Geschwister zu sorgen. Sie lief aber nur dann und wann heim, um eine Mahlzeit für sie herzurichten; ihr eigenes Brot verzehrte sie am Strande, bewachte dabei das große Fischlager, füllte

den zurückkehrenden Austrägern die Riepen und verscheuchte den ganzen Tag die Vögel.

Am Spätnachmittage kam der Großvater, der bei Norwegen gefischt hatte, über die Diene und rief: „Komm jetzt nach Haus. Wir haben unsere Ernte gehalten, und die Mutter hat einen großen Beutel voll Silber auf dem Tisch stehen. Morgen kauft niemand mehr — die Sonne hat zu warm geschienen. Das übrige gehört den Vögeln, oder die See nimmt es wieder, oder der Krüger fährt es auf seinen Acker!“ Er sah noch eine Weile ins Wetter, dann ging er. Sie aber konnte ihm unmöglich recht geben, — die ganze Masse von Fischen sollte im Stich gelassen werden?! Die Mutter war beim Kaufmann schuldig geblieben, — es war sehr fraglich, ob die Summe schon reichte, daß Peter ein „Mariner“ werden konnte, ob es schon genug war, ihn ordentlich mit Kleidung auszurichten und dann den Verdienner zu entbehren, bis sie — Eken — konfirmiert war. O, gewiß würden morgen alle Leute ihre Fische aufgeessen haben und kommen, neue zu holen!

Die Sonne war im Dunst untergegangen, und der Wind, der ganz nach Nord gegangen war, nahm zu. Eken lief noch immer den Strand auf und nieder und vertrieb die Vögel mit Armschwenken, mit Steinwürfen und mit ihrem Geschrei. Aber wenn sie an einem Ende kehrt machte, sah sie am andern wieder das weiße Flügelschlagen über den Fischen, und ihre Stimme wurde vom

Rufen und Schreien heiser wie die der Krähen. Allmählich zogen diese sich in den Kiefernwald zurück, wo sie eine Weile noch schläfrig das gelungene Festmahl besprachen und dann verstummten. Die Dämmerung sank hernieder, und aus den Häusern kamen die Katzen geschlichen, — leise und flink sprangen sie, duckten sich, sprangen wieder und schmausten — schmausten, bis sie dickbäuchig und träge heimwärts zogen. Eken konnte auch sie nicht vertreiben.

Am Mond jagten fortwährend Wolken vorüber wie Ballen safriger Wolle. So oft er freie Bahn fand, leuchtete silbern der Fischstrand auf. Der Wind stieß manchmal grade auf das Wasser nieder, so daß es in kurzen Wellen aufhüpfte und seine Spritzer vom Mondstrahl durchschienen waren. Eken sah, daß es hübsch war, konnte aber wenig darauf achten; denn als die Möwen endlich verschwunden waren, kamen einzelne Nachtvögel aus dem Walde lautlos herangestrichen, packten, was sie in ihren Fängen halten konnten und schwebten zurück. Und aus den Strandweiden trat ein vierbeiniges Tier mit buschiger Rute und wollte offenbar auch heran. Sie getraute sich nicht, auf das Tier einzudringen, und auch dieses scheute sich vor Eken; sie starrten einander an. Als es aber erkannte, daß sie nur ein hanges kleines Mädchen war, trabte es heran und stand lange über dem silbernen Streifen, die Schnauze zwischen den Heringen. So oft der Mond durch die

Wolken brach, sah Eken die dunkeln Umrisse und fürchtete sich.

Zugleich fühlte sie ihre Füße bleischwer, und es war ihr ganz recht, als von der Düne her die Mutter ihr streng befahl, heimzukommen.

Die kleinen Geschwister schliefen schon, und Peter ging eben zu Bett, sagte aber noch spöttisch, sie sei eine dumme Dirn, wenn sie glaube, daß die Heringe morgen noch zu gebrauchen sein würden. Sein Amt war es, in der Nacht, wenn es Sturm gab, nach den Booten zu sehen; der Großvater hatte einen leisen Schlaf und weckte ihn, wenn es nötig war. Die Mutter war zu müde, um noch davon zu sprechen, wie froh sie war. Alle miteinander legten sich zum Schlummer nieder.

Nur Eken lauschte immer mit einem Ohr auf den zunehmenden Wind, weil sie an den Strand dachte, und vergaß das Einschlafen. Wenn das Wasser heraufkam, holte es alle Fische weg, — all die guten frischen Heringe — und Peters Zukunft dazu! Denn sie hatte doch mit ihren Augen gesehen, wie gut die Fische noch waren! Der Großvater und Peter hatten es nicht gesehen. Immer zwischen den ruhigen Atemzügen der Mutter und der Kleinsten stieß der Wind an die Fensterläden.

Da konnte sie es endlich nicht mehr aushalten. Ganz leise kleidete sie sich an, nahm ein kleines Tuch und schlich wieder hinaus. Von der Düne spähte sie vorsichtig nach dem Untier, daß sie gesehen.

Es mochte aber wohl ebenso wie Vögel und Katzen endlich satt geworden sein, denn es war verschwunden. Da lief sie hinunter.

Zwischen den Fischen und dem Wasser konnte sie trockenen Fußes nicht mehr gehen; es streckte jeden Augenblick lange Zungen herauf und leckte Fische fort. Sie rollten den nassen Gang hinab, und das Wasser tändelte mit ihnen.

Als Eken das sah, zog sie Schuh und Strümpfe aus und machte sich eifertig daran, die Fische höher auf den Strand zu werfen. Aus ihren zusammengelegten Händen machte sie eine Schaufel und arbeitete unablässig, während der Wind ihr das kleine dreizipflige Tuch über den Kopf trieb und mit losen Haarsträhnen ihre Augen peitschte.

Sie schaufelte und schaufelte, bis Rücken und Fingerspitzen schmerzten und sie sich gerade machen mußte. Eben hatte der Mond sich wieder entschleiert, da sah sie, daß weithin das Silberband nur noch zur halben Breite ruhig lag — daß die andere Hälfte wogte und schwankte und Massen von toten Fischen auf den Wellen schaufelte. Um ihre Füße und Knie trieben sie, und jede Welle warf Heringe auf die Kieselsteine und nahm sie wieder mit zurück. Das Wasser war unter die Fische gefrohen und warf sie auf und nieder und brandete nicht mehr, weil mehr Fische waren als Wasser.

Da erkannte Eken, daß ihr Tun beinahe vergeblich war, und weinte laut auf. Jedoch einen Teil von dem kostbaren Gut konnte sie doch noch

retten — einen guten Teil, noch viele, viele Hände voll! Und sie griff wieder ins Wasser und schaufelte immer schneller, als wenn es ihr Leben gelte, und warf, was sie faßte, weit hinauf, wo es ganz sicher lag bis morgen.

Endlich konnte sie nicht mehr. Als sie sich atemlos und erhitzt aufrichtete, um einen Augenblick zu ruhen, und zu den schaufelnden, glänzenden Fischen niedersah — dicht um sich, weithin und auch zur andern Seite —, wurde sie schwindelig. — Eine hohe Welle rollte heran, schwer von Fischen, und fuhr ihr in die Kniekehlen, daß sie vornüber fiel. In lauter Heringe griff sie mit ihren vorgestreckten Händen — mit dem Gesicht fiel sie in lauter treibende Heringe. Sie versuchte sich aufzurichten, da warf eine zweite Welle sie um; sie vergaß, wo sie sich befand und was sie wollte — glaubte ihren Bruder in blanker Marineuniform vor sich zu sehen, und wieder ging ihr eine schwere Woge mit toten Fischen über den Kopf. —

Gegen Morgen wurde Peter vom Großvater geweckt. Die Boote waren freilich hoch auf dem Strande verankert, doch es war gut, sich einmal danach umzusehen.

Der Wind ächzte in den Kronen des Kiefernwäldchens, an dem Peter vorbei mußte, ein Käuzchen flagte, und hinter der Düne polterte die Brandung. Im Strandhafen pfiß der Wind, und Sand stiebte ihm in die Augen. Von oben spähte er nieder; der Tag dämmerte schon über der unendlichen

Wasserfläche und stritt mit dem letzten Sternenlicht. Es hatte noch gute Weile, bis den Booten etwas geschehen konnte, aber die Heringe schwammen. Der breite silberne Streifen war in voller Bewegung und erschien zerrissen und aufgelöst.

Er war verständig genug, um zu wissen, daß die Fische am andern Tage nichts mehr nütze gewesen wären. Nur Eken hatte das nicht glauben wollen, — Eken mußte es noch nicht besser; sie war noch zu dumm. Er wollte es ihr leise in ihre Kammertür hineinsagen, daß er doch recht behalten habe!

Erst aber schlenderte er noch hinunter, um genauer zu sehen. Es war wirklich genau so gekommen, wie er und der Großvater beim Aufspringen des Windes vorausgesagt hatten; er freute sich, wieder zu sehen, daß er das Wetter schon kannte wie die ältesten Männer. An einer Stelle lag jedoch noch ein Haufen Heringe höher aufwärts im Sande, als wären sie einzeln hinaufgeworfen. Er lachte, — dies war jedenfalls Ekens Werk! Daran konnte er ihr morgen überzeugend nachweisen, wie töricht ihre Mühe gewesen.

Indem er heranging, sah er in der Nähe einen dunkeln Körper im Wasser, — die Wellen bewegten auch ihn leise, und Aleider wallten daran hin und zurück, auch zwei Zöpfe.

Peter wußte sogleich, was es war. Ohne einen Laut stürzte er hinzu und raffte seine tote Schwester in seine Arme. Wellenschäum war in ihren Haaren,

und in jeder der festgeschlossenen Hände hielt sie einen Fisch. —

Einige Wochen später hatte die Mutter keinen Dreiviertelsmann mehr unter den Fischern, sondern einen Schiffsjungen in Friedrichsort, und ließ sich wieder genügen am „Korb der Witwe“. Sie hatte nun auch einen Effer weniger, und Efen sollte nicht umsonst ihren Bruder so sehr geliebt haben.

* * *

Ich ging am andern Tage wieder zu den Dünengräbern und fand die Stätte, wo Efen zufrieden schlummerte, mit gelbem Tausendgüldenfraut, mit Stechpalmen und der blauen Blume Heinrich Seidels geschmückt. Das Erzählen hatte der Mutter und den Geschwistern so lebendig das Bild des Mädchens heraufgeführt, daß sie wie in frischer Trauer seines Grabhügels hatten gedenken müssen.





Des alten Pastors Leibwache.

Vor etwa 30 Jahren, in einer stürmischen und regnerischen Novembernacht, wurde ein alter Landpastor durch ein Rütteln an der Klinke seiner Haustür geweckt. Es war anders, als wie der Wind die Fensterladen bewegte; es pochte zugleich. Dann stampften schwere Tritte auf dem Stein-
damm neben der Hauswand heran, und an einen der Fensterrahmen des Arbeitszimmers wurde stark geklopft. Eine männliche Stimme rief dazu irgend etwas, aber die Worte verschlang der Wind.

Bei dem Aufruhr der Luft draußen konnte man wohl glauben, daß irgendwo ein Unglück geschehen sei, wovon Botschaft gebracht wurde. Der alte Pastor fuhr in die Kleider, während seine Frau, aus dem Schlaf aufgeschreckt, sich im Bett aufrichtete und ebenfalls horchte. Er zündete Licht an und öffnete vorsichtig ein Fenster. Der Wind riß ihm fast den Flügel aus der Hand, und die Nacht stand schwarz davor. Der Tritt der schweren Stiefel kam nun näher, und in den matten Lichtkreis der Kerze trat ein großer, starker, junger Mensch. Er hatte einen auffallend dicken, breiten

Hals, der vorn bloß war, und ein unverhältnismäßig kleines, zusammengedrücktes, hartloses Gesicht, trug eine schäbige Jacke und gelbweiße Beinkleider, wie Steinarbeiter zu tragen pflegen, und in der Hand einen dicken, knotigen Spazierstock. Indem er seinen Hut flüchtig berührte, sagte er: „Ich soll den Pfarrer holen für den Vater — er will beichten.“

Der Pastor erschrak ein wenig. „Wie heißen Sie denn?“ fragte er, „ich habe Sie, soviel ich weiß, nie gesehen — wohnen Sie in meiner Gemeinde? Seit wann denn?“

„Ruscinsky — in der Steinschlägerhütte an der Treßower Chaussee.“

„Am Wald? Aber da wohnen doch Böhmerts — die hab ich erst vor acht Tagen besucht und von Wegziehen haben sie nichts gesagt.“

„Da kann ich nicht vor — sind aber weggezogen und nu wohnen die Ruscinskys da. Sind Sie der Pfarrer? Na also: Ihnen soll ich holen.“

„Ist denn Ihr Vater krank?“

„Na und ob! Zum Zuschnappen. Er meint, er macht's nicht lange mehr, und darum will er mit einemmal beichten. Es war keine Möglichkeit, ihm das auszutreiben; August und ich haben nicht schlecht geschimpft, aber — er is Sie kindisch, und an der Alten hat er Rückstärkung. Er hat den Tisch kurz und klein geschlagen: er will den Pastor haben.“

„Er hat den Tisch entzwei geschlagen — Sie sagen doch, er wäre krank?“

„Nu eben — darum kann man auch nichts dagegen machen. Gauen mögen wir ihn nicht mehr, und die Alte leidet's auch nicht.“

„Wilhelm, das ist nicht geheuer,“ rief die Pastorin im Hintergrunde gedämpft. „Ich bitte dich, laß dich auf nichts ein.“

Der alte Herr beugte sich aus dem Fenster und sagte mit starker Stimme: „Hören Sie mal — denken Sie, Sie können einen alten Mann uzen? Das würde Ihnen leid werden. Ich frage Sie, ob Ihr Vater krank ist, und ob er wirklich den Wunsch geäußert hat, seine Beichte abzulegen.“

„Beides stimmt. Er schmiß noch mit 'ner Schüssel nach mir und sagte, ich sollte gleich gehen. Er sagt, nee sagen dürfen Sie gar nicht — dies is Ihr Beruf.“

„Damit hat er recht. Aber ich habe ein Recht, zu erfahren, ob es ihm wirklich ernst ist mit dem Beichten.“

„Ich sage ja: spaßen tut der nich!“

„Ich bitte dich, Wilhelm, er muß sich noch besser ausweisen,“ raunte die alte kleine Pastorin, die sich eifertig mit zitternden Händen ebenfalls anzukleiden begann. „Frage ihn mehr, damit wir sehen, ob alles sich so verhält, zum Beispiel, ob er die Böhmer's kennt. Kennen müßte er sie doch, wenn diese Leute gleich nach ihnen dort eingezogen sind.“

Auch den alten Pastor überlief ein Unbehagen. Was sollte dies heißen? Sollten die Böhmer's, die ordentliche Leute und treue Kirchgänger waren,

weggezogen sein, ohne ihm ein Sterbenswort davon zu sagen? Möglich freilich war es, denn die Steinschlägerfamilien zogen ohne viel Feierlichkeit von Erdhütte zu Erdhütte weiter, wenn sie ihre hingelagerten Kubikmeter Chauffeesteine zerschlagen hatten. Ebenfogut aber konnte auch das ganze eine Finte sein, — um ihn hinauszulocken, — um das Haus seines Schutzes zu berauben, oder — ihn des Schutzes seines Hauses. — Und mit leisem Grauen durchfuhr ihn die Erinnerung an eine dunkle Geschichte, die vor wenigen Jahren durch die Zeitungen gegangen war! Aber das durfte er seine Frau nicht merken lassen, deren Stimme schon so ängstlich klang und die trotz ihrer müden, franken Füße sich so hastig rührte, um mit ihm zugleich fertig zu werden. Deshalb fragte er nur noch einmal hinaus:

„Sagen Sie mal — Sie müssen doch die Böhmerts gesehen haben. Wieviele Kinder haben die Leute?“

„Dat weiß ich nich. Wer wird das Zekrabbele zählen — Stücker drei oder neune werden es gewesen sein.“

„War denn der Böhmert groß oder klein?“

Der Kerl draußen lehnte die Auskunft unhöflich ab. „Was tun wir mit Böhmerts? Die Zeit läuft hin, Herr Pfarrer — der Vater wird ungeduldig. Wenn er alle is, wenn wir hinkommen, is das Ihre Schuld.“

„Du darfst es nicht tun!“ raunte hinter dem

alten Pastor wieder seine Frau, die ihre schon ergraute Zöpfechen mit zitternden Fingern auf dem Kopf befestigte, und sie rief hell und streng an ihm vorbei: „Muß es denn notwendig diese Nacht sein? Hat es nicht Zeit bis morgen früh?“

„Ich sage ja — er is zum Zupschnappen. Und er hat gesagt, neesagen is nicht!“

Der alte Pastor aber rief jetzt ruhig: „Nun gut — ich will in Gottes Namen mit Ihnen gehen, warten Sie zehn Minuten — ich komme.“ Er schloß das Fenster, ließ den Vorhang wieder fallen und vollendete seinen Anzug rasch, und sie wußte nun, daß nichts mehr an seinem Entschluß zu ändern war. Doch bat sie ihn flehentlich, nicht ohne Begleitung zu gehen. Sie wollte ins Dorf schlüpfen und ein paar treue Männer wecken. Der Fischer mit seinem Bruder waren dem Pfarrhause treu ergeben — die würden von Herzen gern ihm zur Seite sein.

Er wollte aber nichts davon hören. „Es würde mir übel anstehen, Bedeckung mitzunehmen, Friederike, nachdem ich heute früh über den Dienst der guten Engel gepredigt habe. Ich bin schon manchen nächtlichen Amtsweg gegangen.“

„Aber noch nie solltest du mit einem gänzlich unbekanntem Menschen in solcher Nacht in ein einsam gelegenes Häuschen gehen. Alles ist sonderbar und unheimlich.“

„Das sagt mir mein alter Adam schon laut genug; dem brauchst du nicht zu helfen. Ich wüßte

nicht, daß ich Feinde hätte — ich habe wohl Gegner, aber ein Schurke ist keiner.“ Doch so wie hier mochte wohl ein kaltblütiger Raubüberfall oder Schlimmeres zweckmäßig eingeleitet werden! Er schielte nach seiner alten kleinen Frau, die hastig ihre hohen Schuhe zuschnürte. Ob sie wohl auf ähnliche Gedanken gekommen war — ob sie wohl ebenfalls gar an die dunkle Geschichte von dem ermordeten Geistlichen dachte, der in der Nacht aus dem Hause gerufen wurde? Angstvoll genug sah sie aus; wenn sie daran dachte, so hütete auch sie sich gewiß, es auszusprechen, so kannte er sie; unnütze Worte machte sie nicht — so klein und schwach sie war. Sein Mitgehen verweigern wie ein Mietling konnte er nicht. Hier hatte sich der Hirte zu beweisen, aber noch nie war es ihm so schwer geworden.

Eine neue Sturmbö setzte ein, stieß an das Haus und streifte heulend um die Ecken, sie warf feindselig kleine trockne Zweige und Laub an die Fenster und trieb den Regen trommelnd dagegen. Es war wohl das erstemal, daß der alte Pastor einen Besucher draußen warten ließ. Aber er konnte es nicht für seine Pflicht halten, den Burschen auch noch herein zu holen; nur sich selbst war er ihm schuldig — nicht sein Haus.

Er stopfte die Beinkleider in die Schäfte seiner hohen Stiefel, was ihm schon vermehrtes Kraftgefühl gab, und nahm aus einer großen, eisenbeschlagenen Truhe, welche auch die Kirchengelder

enthielt, das Etui mit Kelch, Patene und Fläschchen — die Gefäße, welche für „Krankenberichte“ bestimmt waren. Seine Frau, die schon ihr Kleid übergeworfen hatte, nahm ihm die kleine Karaffe aus der Hand und ging hinaus, um sie mit Wein zu füllen. Währenddessen griff er nach einer altmodischen Pistole, die gleichfalls in dieser Truhe war. Er hatte niemals Anlaß gehabt, sie zu gebrauchen. Sie war geladen und lag dort wie eine automatische Verteidigerin des Kirchenschatzes. Er hielt sie nachdenklich gegen das Licht. „In einer Hand Leben und in der andern den Tod — das verträgt sich nicht,“ dachte er, und das Ding wurde wieder eingeschlossen. Die Pastorin kam wieder, langte den Talar aus dem Schrank, wozu sie auf einen Stuhl steigen mußte, faltete ihn zusammen und tat ihn in die Reisetasche, welche ihr Gatte geöffnet hielt.

„Ich gehe im Schutze meines Amtes, Friederike,“ sagte er tröstend. „Wenn je, so bin ich jetzt auf dem Wege allerhöchsten Dienstes.“

So gelassen, daß er sich wunderte, erwiderte sie: „So wird es sein,“ und sah nach, ob auch ein reines Bäckchen im Etui liege. Fast etwas von Verschmitztheit lag auf ihrem Gesicht.

Die Erklärung dafür ließ nicht lange auf sich warten. Als er fertig war, warf sie ein Tuch über ihr Haar, schlüpfte in ihren Mantel und sagte beinahe demütig, aber sehr bestimmt: „Ich gehe mit, Wilhelm, werde nicht böse. Wo du bleibst, da

bleibe ich auch — nur der Tod kann dich und mich scheiden. Bedenk', daß ich damals vor dem Altar ausdrücklich dies Recht bekommen habe."

Der alte Pastor erschrak sehr. „Das sieht dir ähnlich, aber es darf nicht sein. Danach hast du die ganzen 35 Jahre gehandelt, seitdem dein Vater uns die Worte zum Trautext gab. Das ist mehr, als wenn du in Nacht und Nebel mit mir wanderst."

„Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren,“ bat sie und ging mit ihm durch das Arbeitszimmer zum Flur.

„Bedenke auch, daß du deinen Gatten vor dem Kerl da verächtlich machen würdest — und vor jedem, der es erführe. Ein Mann, der sein vier-einhalb Schuh hohes Frauchen sich zum Schutz mitnimmt! Denk' an mich inzwischen — das ist mehr."

„Das tu' ich außerdem,“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Wo du stirbst, da sterbe ich auch — laß mich mit.“ Sie war sonst niemals pathetisch, doch in der Eile mußte sie nichts stärkeres zur Unterstützung ihres Vorhabens als die Wendungen ihres Trautextes. Sie standen an der Haustür — er die Tasche in der Hand und in demselben Wettermantel und Mütze, sie das Kopftuch ins Gesicht gezogen und das Licht bereit haltend, um es auszublasen und wegzusetzen. Er sah sie jetzt bittend und herrisch zugleich an. „Sieh, ich habe niemals den Eheherrn hervorgekehrt — habe ich es?“ — „Nein.“ — „Aber ich bin es, nicht wahr? Um

der Kürze willen muß ich hart reden, Friederike — sieh, kraft dessen verbiete ich es dir.“

Sie beugte sich plötzlich schweigend seinem Willen, nahm das Tuch wieder ab und zog seinen Kopf mit beiden Armen zu sich nieder. Er lehnte einen Augenblick seine gefurchte Wange an die ihre und küßte dann die runzelvolle Stirn.

Danach schloß er die Haustür auf und trat hinaus. „Ein ganzer Himmel voll Gnade ist über uns ausgespannt,“ sagte er. Sie sah schweigend hinauf zu dem verhüllten Himmelsgewölbe, das gar keinen Strahl des Trostes herabzusenden schien. Nun hielt sie das Licht hoch und ließ noch einmal seinen Schein auf den Fremden fallen, der rasch aus dem Dunkel hervorkam. Er sah auch jetzt um nichts beruhigender aus als vorher und sagte mürrisch: „Na denn kann's ja nu wohl losgehen.“

„Verschließe das Haus gut,“ raunte der Pastor — „ich klopfe, wenn ich wiederkomme.“ Dann ging er mit ihm durch die Gartenpforte auf die Landstraße — und wußte nicht, daß seine alte kleine Frau einige Minuten später seine Mahnung in anderer Weise befolgte, als er gewollt. Sie trat ebenfalls heraus, verschloß die Haustür von draußen und legte den Schlüssel geräuschlos hinter einen Fensterladen. So konnte er — was auch immer ihr geschah — bei ihr nicht gefunden werden. —

Der junge Mann machte keine Miene, die Tasche zu tragen; er strebte — immer einige Schritte voraus — rasch vorwärts und schien nur

als Führer dienen zu wollen. Aus den Schalllöchern des Kirchturms schrien die Eulen, und der Wind strich saugend durch die kahlen Zweige der Linden, die an der Kirchhofsmauer standen, und zerzauste das Strohdach der Küsterscheune am Wege, so daß einzelne Halme durch die Luft wirbelten. Fernerhin im Dorf bellte ein Hund mit der grundlosen Beharrlichkeit, welche diese Tiere in der Nacht oft stundenlang beweisen. Jede Suade schloß er mit einem hohen, durchdringenden Heulen.

Allmählich gewöhnte sich das Auge des alten Pastors an die Finsternis. Die Grabkreuze schimmerten in matten Umrissen herüber. Die hellen Mörteladern in dem Felsengefüge der Mauer sogar traten hervor — und der dachförmige Zementabschluß. Auch die Gestalt des Mannes vor ihm mit den breiten Schultern und den auffallend langen Armen gewann immer schärfere Linien.

„Wir können uns eine Ecke Wegs abschneiden, wenn wir über den Kirchhof gehen,“ sagte der Alte und öffnete die kleine gußeiserne Pforte. Es war ihm außerdem eine Stärkung für die Wanderung noch seine schlummernde Gemeinde zu besuchen, die ihm stets so viel zu sagen hatte. Der Führer stand zaudernd still, aber folgte ihm dann: „Mit den Toten hab ich sonst nichts im Sinn,“ stieß er hervor.

„Die lassen jeden in Frieden — der Frieden hat,“ sagte der alte Pastor. „Ist es Ihnen unheimlich?“

„Das nicht grade — aber ich bin mal nicht für die Toten, bin nie dafür gewesen. Wenn wir den Vater herbringen, das is früh genug. Laß die sich da unten allein amüsieren — man kann höchstens mit ihnen zu tun kriegen! Deshalb auch bloß sind wir gekommen, weil der Vater sagt, wenn er dotbleibt und wir sind nich gegangen, will er uns Tag und Nacht im Nacken sitzen.“ Der Bursche wandte das Gesicht nicht, wenn er sprach, sondern stieß alles mundfaul und zugleich so scheu hervor, daß es dem Alten einen unaufrichtigen Eindruck machte.

Der Wind strich durch die langen Gräser auf einem verfallenen Hügel dicht am Fußpfad, als striche eine Hand über das Haar eines Kindes. Das Holzkreuz war wie mit klagend ausgebreiteten Armen über das Grab hinweg auf die Stirn gefallen. Stücke von Ziegeln rollten über das Kirchengdach hernieder und hüpfen auf den Kiesweg. An der Ecke des alten mächtigen Baues aber sprang den Alten ein Windstoß an wie ein gewappneter Mann. Ihm blieb der Atem weg, und er mußte sich umwenden und einen Augenblick stillstehen.

Und nicht bloß der Wind, sondern auch ein leises Grauen beengte ihm die Brust, das nicht verfliegen wollte. Zwei Erinnerungen stritten gegeneinander: wie er heute früh da drinnen über den Engeldienst gepredigt und wie vor zwei oder drei Jahren die grausige Nachricht durch die Zeitungen gegangen. Er konnte den Gedanken

hieran nicht los werden. Ähnlich wie heute hatte es angefangen: Der Amtsbruder, von dem bekannt war, daß er nie ohne reichliche Geldmittel zu Armen und Kranken ging, war unter dem Vorgeben einer notwendigen Amtshandlung aus seiner Wohnung gelockt worden. Die Täter waren unentdeckt geblieben. —

Drüben im Dunkel lag das grüne Bett des einzigen Kindes, das seine Frau ihm geschenkt. Es war rasch und unverfehrt wieder heimgekehrt und zog nun leise, aber stetig an dem Bande, das es von ihnen mit hinübergenommen hatte.

„Sehen Sie hier — dies ist mein Reich,“ sagte der alte Pastor laut, aber doch mehr für sich als für den Burschen. „Die hier seit 30 Jahren liegen, habe ich zur Ruhe bringen helfen. Ich habe den meisten von ihnen Mut eingesprochen, den dunkeln Todesweg zu gehen — und ihren Angehörigen den Mut, auf einsamen und dunkeln Lebenspfaden zu folgen. Ich habe es getan auf Grund von Schriftworten, die fest und unerschütterlich stehen.“ Und weiter dachte er: „Kann man andern mitteilen, was man selbst nicht hat? Ich glaube, auch ich habe Mut, im Vertrauen darauf diesen nächtlichen Weg zu gehen. Ich glaube gewiß, ich habe Mut.“

Es wurde ihm plötzlich so gewiß, daß er Mut habe, daß, als sie die Landstraße wieder erreicht hatten, er rasch den Vorausschreitenden einholte, ihm die Hand auf die Schulter legte und mit einem Ton, in welchem ein Lächeln klang, sagte:

„Sie sind ein kräftiger junger Mann — glauben Sie nicht, es würde für unsere Engel besser aussehen, wenn Sie die Tasche trügen?“

Dieser sah ihn verdutzt an, nahm sie jedoch. Dann aber schalt er über die Käuze, deren Ruf sie verfolgte und ahmte ihn mit gellendem Fistelton nach, wie um sie zu necken. Eine ferne Stimme über die Wintersaat her schien Antwort zu geben, vielleicht war es ein Widerhall vom Waldbrande.

Das Vorwärtstommen wurde schwierig, als sie auf freiem Felde waren. In dem beständigen Kampf gegen den Wind faßte der Fuß auf dem schlüpfrigen Boden keinen festen Stand. Vom wenigen Licht, das seinen Weg durch die Wolkendecke fand, erglänzte matt das Regenwasser in den Geleisrinnen. Daran merkten sie, daß sie auf dem Fahrwege blieben, aber doch traten sie jeden Augenblick bis an die Enkel in weichen Lehmen.

An der letzten der hohen Pappeln, welche eine Strecke lang den Weg umsäumten, glühte ein rotes Pünktchen wie ein Leuchtkäfer. Als sie näher kamen, trug der Wind Zigarrenduft mit sich. Ein Mann löste sich von dem Stamme ab, rief „guten Abend“ und schloß sich ohne weiteres an, nachdem er zu dem ersten Begleiter ein paar Worte gesprochen, die dem alten Pastor unverständlich blieben. Der neue schien zu jenem zu gehören und war wohl zurückgeblieben, um ihn seine Botschaft allein ausrichten zu lassen. Eine Erklärung hielt aber keiner von ihnen für nötig.

„Ist das ein guter Freund von Ihnen?“ fragte der Alte.

„Der Bruder — der Ältste,“ war die Antwort, „er kann's auch wohl daheim nicht aushalten.“

Er ließ die beiden vor sich gehen, um sie im Auge zu behalten — zwei gleich breite, kraftvolle Gestalten. Des neuen Gesicht war unerkennbar, nur den Duft seines üblen Krautes mußte er schlucken.

„Sie werden vielleicht Böses im Schilde führen,“ dachte der Pastor. „Es sieht so aus — und doch können sie mir kein Leid antun — sie sind ganz unfähig dazu, wenn sie es auch möchten. Sie können mich niederschlagen und meine Taschen nach Geld durchsuchen, aber sie können das auch sehr leicht tun, ohne mich niederzuschlagen. Es würde mich interessieren, ob sie vielleicht etwas finden, wo ich selbst so oft vergeblich suche! Nein, — sie wären töricht, sich die Mühe zu machen — obwohl sie gute Knüppel dazu haben. — Aber vielleicht sind sie so roh, daß ein Menschenleben ihnen gar nichts ist. Und sie können meine Kleider gebrauchen, besonders die Stiefel — die Kerle sind alle beide schlecht versohlt. — Zu dem Zweck müssen sie mich herauschälen, und dazu sind die Knüppel gut. Zwar soll ich ihnen, falls sie meinen Mantel nehmen, freiwillig auch den Rock geben — doch ich weiß nicht, ob ich das so einfach und rasch fertig bekäme. Deshalb würden sie in diesem meinem innern Konflikt wohl die Knotenstöcke gebrauchen können.“ —

Sie kamen an eine Weggabelung, und er war gespannt, ob sie ihn wirklich dorthin führen würden, wo die angegebene Erdhütte lag.

In der That schlugen sie die entsprechende Richtung ein, und nun bat er ihnen im Herzen schon allen Argwohn ab. Derbe, vielleicht etwas rohe Bursche waren sie, aber sie hatten doch soviel kindliche Liebe, daß sie ihres sterbenden Vaters Wunsch erfüllten. Die Sonderbarkeiten beruhten vielleicht größtenteils auf einer ungeschlachten Ausdrucksweise. Dazu konnten Weg und Wetter sie wohl etwas mürrisch gemacht haben.

In diesem Augenblick brach grade vor ihnen das Licht eines Sterns durch die Finsternis der jagenden Wolkenballen. Nein, mit nichten war die Welt dem Dunkel und seinen Mächten verfallen. Nur ein kleiner Teil der kleinen Erde war vorübergehend beschattet, und der helle Punkt sagte von den Lichtwellen, welche ringsum den ganzen Weltenraum erfüllen und ewig von Stern zu Stern — von Sonne zu Sonne fliegen. Er mußte ungefähr über der bezeichneten Hütte stehen — das war die Richtung — und er gedachte, daß die ewige Liebe einst in einen noch viel geringeren Raum eingekehrt war, um Fleisch zu werden. Das Flämmchen, das er davon im Herzen trug, mußte tun, was seiner Art war, mochte auch sein Verhältnis dabei zerbrochen werden!

Der zuletzt hinzugekommene wandte sich um und sagte: „Wir sind bald da. Sagen Sie aber

mal erst: Was einer beichten tut, dürfen Sie ja nicht widersagen. Ist das auch ganz gewiß? Es muß ganz gewiß sein!" Es war fast ein drohender Ton.

"Was mir in der Beichte anvertraut wird, ist Amtsgeheimnis," sagte der alte Pastor bestimmt.

"Nämlich er quasselt 'n bißchen zuviel. Sie müssen da nicht so auf geben. Wenn man ihn so hört, meint man, er red't sich um den Hals."

"Die Sache ist nämlich die," ergänzte der Breithalsige, „er nimmt gern einen. Das hat er all sein Lebtag gern getan, aber seit einigen Jahren ist das noch viel toller geworden. Wie er nu die furchtbaren Bruststiche kriegte, haben wir ihm nichts mehr gegeben — kriegen konnt er allein nichts, und nu is das Malör da. Er weiß also nicht, was er spricht.“

"Alles ist Quatsch, was er spricht — das müssen Sie immer bedenken," vollendete der erste roh.

Da machte des Pastors alter Adam einen plötzlichen Befreiungsversuch. „Wenn er nicht bei Besinnung ist," sagte er hastig, „so ist dies kein besonders geeigneter Zeitpunkt, den Seelsorger kommen zu lassen. Ich will lieber umkehren — am Tage wird er klarer sein, rufen Sie mich dann.“

"Sie hören ja — er will's ja doch aber nu, und wenn wir's nicht tun und er schrammt ab, dann will er uns dotjagen. Das kriegt der fertig — der wirft drei Deibel mit einer Hand über das Haus, wenn er gesund is. Sie müssen jetzt mit.“

Vor ihnen tauchte eine brennende Laterne auf, die dicht über dem Boden getragen wurde, und sie hörten gedämpftes Sprechen. Ein langhaariger Hund kreuzte den Schein, und nun mußte der alte Pastor, daß die Sprecher der Fischer und sein Bruder waren. Gewiß kamen sie von den Bungen, welche sie oft des Abends an den Zuflüssen des zwei Stunden entfernten Sees aufstellten. Sie gehörten zu seinen treuesten Gemeindegliedern. Der Hund lief voraus und kläffte auf den Vordermann ein, während der Träger der Laterne diese hoch hielt und dem Pastor und seinen Begleitern in das Gesicht leuchtete. Erstaunt zog er nun die Miße. „Wo wollen der Herr Pastor bei dieser Dunkelheit hin?“

„Nach der Tressower Chaussee zum Krankenbericht,“ sagte der Alte und benutzte die Gelegenheit, die Gesichtszüge seines zuletzt hinzu gekommenen Führers zu studieren. Er hatte einen hübschen Kopf, ganz anders als sein Bruder, doch sein Ausdruck erschien ihm fast noch unangenehmer.

„Da ist ja auch die Tasche — die Tasche kennt man ja nachgerade. Nun dann wünsch' ich gute Heimkunft.“ Auch der Fischer musterte nochmals nachdrücklich die beiden jungen Leute. Und es schien dem Pastor nachher, als sei in seinem ehrlichen Gesicht Mißtrauen und Besorgnis gewesen, und als ständen die beiden still, um ihnen nachzusehen. Auch sprachen sie noch immerfort miteinander. Der Hund, der fortwährend den vorangehenden

Ruscinsky belästigt hatte, heulte unter dem Geräusch eines Schlages plötzlich gellend auf — es war ein Knacken, wie wenn der Knotenstock seine Schnauze getroffen — und er floh, von gemeinen Schimpfworten verfolgt, seinem Herrn nach, der seinerseits etwas Borniges zurückrief. Der große Kerl lachte dazu und setzte seinen Weg unbekümmert fort, während das Winseln des Hundes ihnen noch lange nachklang.

Dem alten Pastor war es eine solche Ermutigung, daß treue Leute ihn gesehen hatten und wußten, wohin er ging, daß er es wagte, dem Menschen seine Roheit vorzuhalten. Er meinte, es stände ihm nicht wohl an, dazu zu schweigen. Der Gemahnte brach zu seiner Rechtfertigung jedoch in erneutes Schimpfen aus — jetzt auf den Herrn des Hundes — und geriet dabei so sehr in Wut, daß der Alte deutlich erkannte, es war die wirkliche Absicht der beiden, ihn zu ihrem Vater zu bringen; denn sonst hätten sie wohl diesen Augenblick gewählt, ihre Knüppel über ihm aufzuheben.

Er schob dem Wütenden die Hand unter den Arm und sagte: „Es wäre besser, wenn Sie mich führten. Dies ist eine häßliche Wegstelle, und ich bin ein alter Mann und nicht mehr so auf den Füßen wie Sie.“ Der hielt vor Staunen inne und machte dann leidlich manierlich den Ellenbogen krumm, während er den Stock in die andere Hand nahm.

„Möchten Sie mir etwas von Ihrer Herkunft

erzählen?“ sagte der Geistliche im Weitergehen.
„Woher kommen Sie? Wo sind Sie aufgewachsen?“

„In Sachsen — aber wozu? das werden Sie ja alles selbst sehen.“ Das „in Sachsen“ wurde so frech hingeworfen, als brächte nur der Reimklang eines Gassenhauers ihn auf diesen Namen und als solle der Frager damit abgespeist werden. Auch eine zweite Frage wurde unaufrichtig und wie mit heimlichem Hohn beantwortet.

Sie kamen nun auf die Chaussee und standen nach ein paar Schritten vor dem Erdhügel, der die Wohnung der Leute bergen sollte — dessen Inneres er bei früheren Besuchen schon kennen gelernt hatte. Schon außen bemerkte er die Veränderungen, die es ihm glaubhaft machten, daß die Böhmer's wirklich fortgezogen seien.

Die beiden jungen Leute wollten ihn die Stufe in das halbdunkle Vorgeläß zuerst hinunter gehen lassen; doch unwillkürlich zauderte er, und sie gingen nun voraus.

Es war ein niedriger, mit Balken, Rundhölzern und getünchten Brettern abgesteifter, oben und ringsum mit Erde beworfener Bau, der in zwei Räume geteilt war. Der vordere diente als Küche und zur Aufbewahrung von Gerätschaften. Art und Säge hingen an der Wand, in einer Ecke lehnten Spaten und mehrere Steinhammer. Die zweite Abteilung war Schlaf- und Wohnraum für die ganze Familie und jetzt auch Krankenstube. Auf einer aus rohen Brettern zusammengeschlagenen

Bettstatt saß zwischen zermühlten Rissen und verstreutem Stroh ein ältlicher, starkknochiger Mann mit wirrem Haar und Bart und wirren Augen und Reden. Auf einem Brettstuhl, möglichst weit von ihm entfernt, brannte dunstend eine kleine Petroleumlampe.

Während der alte Pastor im Vorraum seinen Wettermantel abzog, bemerkte der Kranke ihn und rief mit weitaufgerissenen Augen seinen Söhnen entgegen: „Will der mich holen? Abholen laß ich mich noch nich — so einfach is das nich! Sind da noch mehr — da hinten? Dann sagt, sie sollen einen Augenblick warten, und laßt mich raus — ich häng' mich uff!“ Es war wie ein tonloses Schreien, seine Stimme war ganz ohne Resonanz. Er machte eine Anstrengung, aus dem Bett zu kommen, fiel aber zurück und griff sich nach der Seite, als ob er heftigen Schmerz spürte.

„Ach du liebe Zeit — nu is der Olle völlig dwalsch — es is noch schlimmer geworden,“ seufzte leichtfertig der Breithalsige, welcher die Tasche getragen hatte, und stellte diese auf einen Stuhl. Der alte Pastor aber erkannte, daß er einen Deliranten vor sich hatte, dessen Geist nur noch wie ein Irrlicht über dem Sumpf flackerte, um bald — sehr bald zu verlöschen.

Eine ältliche Frau mit einem so merkwürdigen Gesicht, wie er noch keins gesehen — die in ihren Kleidern auf einer andern Bettstatt gelegen hatte, ließ die Füße auf den Boden gleiten und stand

da, scheinbar ungewiß, ob sie ihm entgegengehen oder ihrem Mann zureden solle. Sie tat nun nichts von beidem, aber begann bei schlaff niederhängenden Armen am ganzen Leibe zu zittern. Ihre Lider waren fast geschlossen, und sie sah aus, als werde sie nächstens ohnmächtig niederstürzen. Der Lampenschein ließ Furchen und Züge von Kampf, Leiden und Arbeit erkennen, jedoch über allem den tiefgegrabenen Ausdruck einer verbissenen, eigensinnigen, bitteren Verschlossenheit. Diese Frau mußte Furchtbares schweigend zu ertragen und ein Geheimnis zu bewahren wissen. Sie sah aus, als wäre das zeitlebens ihr Beruf gewesen. Doch war ihr Gesicht keineswegs roh oder abstoßend. Der alte Pastor dachte flüchtig an seine eigene alte kleine Frau, die in gleichem Alter sein mochte — aber wie säuberlich war das Leben mit ihr gefahren!

Er trat nun in seinem schwarzen, oben ganz geschlossenen Rock hinein und reichte der Frau die Hand. Sie wandte sich hastig ihrem Manne zu und sagte mit gepreßtem Ton: „Da ist der Pfarrer, den du doch haben wolltest. August und Karl sind hingewesen, ihn holen — wegen dem Beichten. Willst du denn nu?“

„Wieder ein Pfarrer — ein anderer Pfarrer?“ Der Kranke riß die Augen noch größer auf und starrte ihn leer an. „Der zum Beichten — dann is es gut. Sind die Ziegen weg? Jagt erst hier die Ziegen aus der Stube — daß er Platz hat. Es sind zu viele — da — raus damit — alle!“

So — nun setzen Sie sich her, Herr Pfarrer — was bringen Sie mir Schönes?“

„Gestern waren es Frösche und vorgestern Mäuse,“ lachte August dazwischen.

„Ich möchte Ihnen Frieden bringen,“ sagte der alte Pastor und ergriff die unruhige Hand. Und er sagte ihm kurz und leise, wo der Friedensquell zu finden sei. — „Sind Sie klar? Verstehen Sie, was ich sage?“

Der Mann nickte. „Ich verstehe Sie ganz gut.“ Und die Frau rief fast leidenschaftlich: „Ja, beichte du für uns alle!“ Er beruhigte sich etwas unter des Pastors Worten, aber diesem sagte sein erfahrenes Auge, daß der Tod bereit stand, seine Beute an sich zu reißen. Die Lungenentzündung, die oft zum Säuserwahn hinzutritt, mußte fast den Gipfelstand erreicht haben und sehr bald in Lähmung mit fortschreitender Bewußtlosigkeit übergehen, wenn nicht ein Herzschlag vorher noch ein rascheres Ende herbeiführte. Die irren Augen gingen jetzt wie mit Unbehagen zu den beiden jungen Leuten, die von der Ecke aus mit gespannter Aufmerksamkeit den Verlauf der Sache beobachteten.

„Gewiß möchten Sie mit mir allein sein,“ fragte der alte Pastor. Der Kranke nickte furchtsam, schien aber mit einem Blick auf seine Frau etwas hinzusetzen zu wollen. „Mich will er hier behalten,“ sagte diese, „ich helfe ihm ein.“

„Wollen Sie denn so lange hinausgehen?“

fragte der Pastor und trat zu den Söhnen in den halbdunkeln Winkel.

„I wo! Kein Gedanke!“ erwiderte der Ältere, „daß er quasseln kann, was er will. Das wär' noch schöner. Wir werden aufpassen, damit wir immer gleich sagen können, was wahr is und was nich.“ Und der Breithalsige fügte hinzu: „Versprechen Sie uns auch für ganz gewiß, daß Sie alles, was Sie hören, für sich behalten werden?“ Es schien dem alten Pastor, als sei auch in dem Blick, den er dazu bekam, etwas Böses.

„Was mir in der Beichte anvertraut wird, bleibt zwischen dem Kranken und mir. Ich sagte Ihnen das schon. Bedenken Sie aber, daß Ihr Vater vielleicht keine Stunde mehr zu leben hat — sprechen Sie in einem andern Ton von ihm und gönnen Sie ihm das Alleinsein.“

„Daraus kann nichts werden,“ sagte August, „wofür sind wir die Söhne? Er braucht sich doch nicht zu genieren?! Die Mutter is sowieso schon auf seiner Seite hierin. Die hat es ihm auch bloß in den Kopf gesetzt, zu beichten.“

„Sie sollten sich schämen,“ sagte der alte Pastor traurig. Er fühlte, daß hier keine Vorstellungen nützten und wandte sich dem Kranken wieder zu. Dieser aber hatte ihn inzwischen ganz vergessen. Er stieß einen klanglosen Schrei aus und starrte ihn wieder an, als wäre er eben gekommen oder wie eine Erscheinung. Er stieß mit den Händen in die Luft, um ihn fernzuhalten. „Was will

der?“ keuchte er mit grassem Entsetzen, „er ist doch beiseite — was hat er wiederzukommen?! Ich will ihm nichts mehr — wenn er mich in Ruh' läßt! Er war ein großer, kräftiger Mann — da gehören zwei zu. Ich mein', er hat genug gekriegt — nun kommt er auf mich zu! Das Geld ist lange alle!“

„Was er wieder quatscht!“ seufzte August sanft mißbilligend, aber mit Augen, in denen Grimm loderte, und ging dem Vater näher. „Schäm' dich — 'n alter Mann und so 'n Quatsch! Wo hast du wieder deine Gedanken?“ Dabei schüttelte er mit einer Bewegung, die er vor dem alten Pastor durch seinen Körper zu decken suchte, die geballte Faust nach ihm.

Der Kranke bog sich zurück und duckte sich, indem er zur Abwehr einen Arm aufhob. Als der Sohn aber sich nach einem Paar Pantoffeln am Boden bückte, die er anziehen zu wollen schien, und dabei wie zufällig die Mutter weiter vom Bett abdrängte, fuhr der Kranke in gleicher Aufregung fort: „Das ist ein starker Kerl. Wie ist er unter den Tannenzweigen rausgekommen — hast du ihm geholfen, Mutter?“ — Im Augenblick stand der Sohn wieder hochgeredt und drohend ganz dicht an seinem Bett, und das Phantasieren brach kurz ab.

Immer klarer wurde es dem Pastor, daß hier eine unsichtbare Last auf allen lag, und daß die Söhne ihrem Vater nicht erlauben wollten, unter ihr hinwegzutreten, weil sie fürchteten, von dem

Gewicht erdrückt zu werden. Hier lagerte der Schatten einer verbrecherischen That, von der die beiden nichts auskommen lassen wollten!

„Was heißt dies alles?“ wandte er sich feierlich an die Frau, die regungslos mit gesenkten Lidern ihren Ehemann beobachtete und nur mit äußerster Selbstüberwindung einen Ausbruch leidenschaftlicher Erklärungen zurückzuhalten schien. „Wollen denn Sie in seinem Namen sprechen und die Beichte ablegen? Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Sie schüttelte den Kopf, zeigte auf ihre Lippen und erwiderte leise: „Ich bin stumm — ich hab' geschworen.“ Und dann kam ein Ton des Schluchzens, aber auch das wurde unterdrückt.

Der alte Pastor zog sich nun einen Stuhl an das Bett und begann, dem Sterbenden in ganz einfachen Worten vom Sünderheilande zu sagen und stellte ihm die Sache des Schächers und des Zöllners vor, hörte dann auf, selbst zu sprechen und reihte in Pausen Schriftworte aneinander, die Vergebung der Sünden und Leben verheißen. Wirklich schien es, als ob des Mannes Gedanken sich von ihm leiten ließen und sich wie armselige hungrige Fliegen um die Speise sammelten, die er vorlegte. Der ganze Zustand wurde ruhiger, und auf die Frage: „Wollen Sie jetzt vor dem Angesicht Gottes und vor mir als seinem Diener Ihre Beichte ablegen?“ erwiderte der Kranke „Ja“, als ob er völlig verstanden habe. Jedoch der Atem rasselte lauter als vorher, und die Züge waren,

seit der Pastor in der Erdhütte weilte, schon schärfer geworden. Von einer Beichte im eigentlichen Sinne konnte keine Rede sein, und die Ertheilung der förmlichen Absolution und gar des Sacraments an einen halb Bewußtlosen wäre nach evangelischen Begriffen Mißbrauch gewesen.

Ungefragt bemerkte der jüngere Sohn aus der Ecke: „Es ist genug, daß wir ihm den Pfarrer geholt haben. Wenn es nu nichts wird, ist es seine eigene Schuld. Er hat ja versprochen, daß er vernünftig sein will.“ Die Mutter stand hager und finster, unglückbergend und wissend wie eine Morne zu Häupten des Bettes. Draußen ächzten die Kronen der hohen Kiefern, die vom Winde gedreht und gebogen wurden, zuweilen warf der Sturm Zweige und dürres Laub gegen die Scheiben der kleinen Fenster.

Das Unwetter mochte wohl dazu beitragen, die Nerven des Kranken noch einmal zu beunruhigen, Es war, als wenn seine Vorstellungen nur durch das gesprochene Wort des alten Pastors richtig geleitet wurden — als wenn dagegen sein Anblick ihn immer wieder verwirrte und ihm Schrecken einflößte. Seine Gedanken gerieten aufs neue in wilde Flucht, als jener nach kurzem Schweigen sich vorbeugte, um wieder zu sprechen. „Das Geld ist längst alle,“ schrie er tonlos und richtete sich mit letzter Kraft auf, „will er sein Hemd? das kennt er nich wieder — sehen Sie, der Name ist herausgemacht.“ Er öffnete seine Wolljacke und ließ ein

vertragenes, schmutziges Leinen von feinem Gewebe und elegantem Schnitt sehen.

Aber im selben Augenblick war der älteste Sohn wieder da und drückte ihn fürsorglich in liegende Stellung hinunter, indem er das Deckbett ihm bis zum Halse hinaufschob. „Da lieg' still — verfühl' dich nich. Was hast du immer hochzufahren?“

Es war, als ob der Kranke seine ganze Kraft sammelte, um etwas herauszustößen, was er durchaus sagen mußte, und er wandte die leeren, irren Augen auf diesen Sohn. „Der da — der hat den ersten Schlag gegeben,“ keuchte er, „ich bin es gar nich gewesen. Erst wie er am Boden lag —.“

Das weitere wurde durch Augusts Hand erstickt, die sich um seine Kehle legte. „Von dir red' — mach's kurz Vater, du mußt dich schonen.“ Das knirschte er mit graufiger Sanftmut, während sein hübsches Gesicht zu lächeln schien. Der alte Pastor packte seinen Arm, und jener ließ los und sah nun ihn grimmig an. Zugleich trat der Jüngere näher und blickte ebenso finster. „Kannst du nich vernünftig reden, Vater? Sonst hätten wir den Pfarrer gar nich geholt. Ist dies vielleicht eine vernünftige Beichte?“

„Es scheint das Stück einer Beichte zu sein — aber er ist zu verwirrt; hierauf kann ich keine Absolution erteilen,“ sagte der Pastor. „Gehen Sie zurück hier — die Minuten sind kostbar.“

„Dies ist keine Beichte? Gilt denn vielleicht

das Geheimnis nicht?" fuhr der Jüngere auf; „dann — wenn dies keine Beichte ist, braucht er ja nicht zu schweigen! Da haben wir die Bescherung!"

„Wenn Sie nicht schweigen wollen — denn ist es besser, Sie kommen nicht nach Haus," raunte der Älteste, und der alte Pastor erbehte vor dem Ausdruck, der hierbei in sein Gesicht trat. „Wollen Sie denn immer und auf jeden Fall schweigen?"

„Das kann ich nicht versprechen."

„Macht, daß ihr hier weg kommt — schert euch hinaus und haltet den Mund," fuhr plötzlich die Mutter mit lauter Stimme los, und das Stumme in ihrem Gesicht war zu sprühender Energie geworden; sie schien sogar größer als vorher. „Unnütze Bengel — auf der Stelle, sage ich euch! Oder soll ich mit dem Stock kommen?" Sie bedrohte sie wie Knaben, und an der Verblüffung der Söhne sah der alte Pastor, daß sie damit etwas so Ungewöhnliches tat, als wenn ein zahmes Haustier zum Angriff übergeht, und er erkannte, daß sie nur um eines großen Zwecks willen dies Auskunftsmittel wagte. Es tat für kurze Zeit seine Wirkung. Berwirrt schienen die beiden sich wirklich einen Augenblick als die zu fühlen, als welche sie behandelt wurden: sie traten zurück, wobei August knurrte wie ein Tier, und gingen dann verdrossen zur Thür hinaus.

„Wir wollen beten — für ihn und uns alle," sagte der Pastor rasch und schickte sich an, vor der Bettstatt niederzuknien; doch die Frau machte ihm

ein Zeichen, zu warten. Sie stürzte geräuschlos auf das Lager zu, auf welchem sie im Anfang geruht, und wühlte und suchte tief unten in der Strohunterlage. Ein Buch brachte sie zum Vorschein und gab es ihm in die Hand. „Sprechen darf ich nicht und sprechen kann er nicht — aber hier: Das ist seine Beichte! Keiner wußte, daß ich es aufbewahrt habe. Ich habe darin gelesen — jeden Tag, wenn ich konnte.“ —

Es war die Agende, das liturgische Handbuch, das die Geistlichen des Landes zu ihren Amtshandlungen benutzen — ein großes dünnes Buch von großem Druck — ein Kreuz auf dem schwarzen Einbanddeckel, dasselbe Buch, das auch er benutzte. Er öffnete es und sah auf der ersten Seite den Namen jenes Amtsbruders, der vor drei oder vier Jahren auf Berufswegen das Opfer eines Verbrechens geworden. — —

Er legte die Hand über die Augen und beugte sich nieder, bis er sich gefaßt hatte.

Draußen im Vorraum machte sich jemand mit den Geräten zu schaffen; inmitten seines Entsetzens über die Entdeckung mußte er an die Steinhammer denken, die er dort hatte lehnen sehen. —

Er konnte sich des Gedankens nicht entschlagen, daß in diesem Augenblick einer jener Hammer ausgewählt werde, um sich seines Schweigens zu versichern. Zugleich aber empfand er auch die Seelennot des Weibes und den Tod, der dem Kranken auf den Lippen saß. Seine eigene alte kleine Frau,

wie sie daheim in Ängsten saß, wollte plötzlich alle seine Gedanken an sich ziehen, doch er zwang seine Augen, zu dem Sterbenden zu wandern, und indem er das verfallende Gesicht betrachtete, gewann der Priester in ihm die Oberhand, und er sank neben dem Bett auf die Knie.

Seine eigene Sache und die des röchelnden Mannes verschmolzen ihm zu einer. Er brach in ein Gebet aus an den Todesüberwinder, als sähe er ihn leibhaft in dieser Hütte stehen, als könne er ihm diese Menschen alle und sich selbst in die Arme legen. Lauter Tod rundum und Finsternis draußen, aber der Lebensfürst zum Greifen nah! Er hielt ihm vor, daß jener sterbende Mann wirr und unklar gewünscht hatte, seiner Sünden ledig zu werden — daß er den Weg, den der Pastor ihn dazu führen werde, gekannt und wirr und unklar bereit gewesen, ihn zu gehen. Er erinnerte Gott daran, wie er versprochen, den glimmenden Docht nicht auszulöschen, wie er der Worte des Kranken nicht bedürfe, sondern verborgen sein Werk in ihm tun könne, und an die kurze Buße des begnadeten Schwächers. Sein Bitten war feurig und anstürmend, wie die Dringlichkeit der Sache es forderte, als müsse er ein hörbares „Ja“ erlangen. Ein Schauer der Gegenwart Christi schien auch das Herz der Frau zu treffen; sie zitterte so, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte. Sie trat langsam zu Häupten der Bettstatt und legte ihre braune, knöcherne Hand ihrem Mann auf die Stirn. Da stand sein Atem still. — —

Der alte Pastor betete aber weiter. Er gedachte fürbittend an das Weib, das jahrelang das entsetzliche Geheimnis mit sich herumgeschleppt, und an die Söhne, die hinter der Lattentür verschwunden waren und jeden Augenblick von dort wieder hereinkommen konnten, um ihre versteckten Drohungen zur Wahrheit zu machen. Ein Ewigkeitsschimmer war auf seinem Gesicht, und den greisen Kopf umglänzte eine Weihe.

Er hörte wohl, daß hinter ihm die Thür wieder aufging und die Frau ungestüm dorthin stürzte, aber wandte sich nicht; er sah auf der getünchten Wand ein Schattenspiel entstehen, das von hinten die Lampe warf: ein lautloses Ringen der Mutter mit einem der Söhne, der einen Steinhammer emporreckte; aber er rührte sich nicht. Er sah sich nicht einmal um, wer von den beiden siegte — so unwichtig war es ihm.

Er gedachte in rascher Gedankenflucht seiner eigenen Frau — daß ihre müden Füße nicht mehr lange nötig haben möchten, sie einsame Wege zu tragen, sondern das Töchterchen auch ihr bald entgegenkommen möge, wie ihm jetzt. Und nun gedachte er nur noch an das, was vor ihm lag: er wartete, und seine Seele breitete ihre Schwingen weit aus zum Fluge. —

Plötzlich stieß der junge Mann einen Fluch aus, und der schwere Hammer wurde hinter den Lehmosen geworfen.

Der alte Pastor fuhr erschreckt zusammen, er

hörte draußen Hundegebell und lautes Sprechen. Er stand auf und war ganz traurig, daß er zurück sollte auf die dunkle, schmutzige, sturmgefegte Erde.

Draußen mußten mehrere Leute vor der Thür sein, die mit dem jüngsten Sohn verhandelten. Bald hörte er aber eine besondere Stimme heraus — einen Tonfall, der seinem Ohr so bekannt war wie sonst nichts auf der Welt. Die Frau ergriff die Lampe und öffnete die Thür; er ging hinaus und durchschritt den Vorraum. Am Eingange trafen der trübe Lichtschimmer und seine Augen die schwächliche Gestalt der Pastorin.

Sie war in Mantel und Kopftuch, windzerzaust und naß und kam jeder Frage zuvor, indem sie seine Hand ergriff und rasch sagte: „Das Hinterhergehen hast du mir nicht verboten. Ich war immer fünfzig Schritt hinter dir.“

Er brachte zuerst kein Wort heraus und hielt nur immer ihre Hand zwischen seinen beiden.

„Wie steht es mit dem Kranken?“

„Still davon vorläufig — später!“ sagte er mühsam. „Wie konntest du?! Wer hat dich geschickt? Aber ich weiß es — — da ist ja aber auch der Fischer und sein Bruder. Warum sind die gekommen, Friederike? Hast du sie gebracht?“

„Nein, gewiß nicht — ich kann wirklich nichts dafür. Ich selbst sah sie eben erst wieder. Mit mir sind sie nicht gegangen.“

Der Fischer hielt seinen Hund, der wie rasend auf August zustrebte, am Halsband fest. „Wir

sind ganz aus freien Stücken gekommen," sagte er ruhig. „Wir wollten die Frau Pastorin zwar begleiten, als wir sie so allein gehen sahen, aber sie wollte es durchaus nicht haben; sie sagte, der Herr Pastor wollte schon nicht einmal, daß sie selbst mitginge — aber den Weg könnte sie uns natürlich nicht verbieten. Da sind wir immer ein Stück hinter der Frau Pastorin hergegangen, um im Notfall zur Hand zu sein. Wir haben die Laterne ausgemacht, damit sie es nicht merkte. Zuletzt haben wir uns hier in der Nähe noch etwas aufgehalten, weil wir nicht stören wollten. Nun sah der Hund den Mann da.“

„Nun zieh heim mit deinen ungehorsamen Schafen und schilt mich nicht. Es sieht hier so friedlich aus. Ich glaub's ja schon, daß meine Angst unnötig war — ach, wie gern will ich unrecht gehabt haben. Am Ofen stehen warme Schuhe für dich, und die Fleischsuppe ist im Nu heiß gemacht. Sie reicht für uns alle.“

Der älteste der Söhne stand im Eingange, als ob er diesen versperren wollte; sein Gesicht war nicht zu erkennen. Der jüngere machte sich draußen mit einem Haufen Brennholz zu schaffen, den er hineintragen zu wollen schien. Die Mutter aber, welche die Lampe im Vorraum niedergesetzt hatte, kam heraus, indem sie sich an jenem vorbeidrängte, und brachte die Tasche mit dem Talar und den Geräten. Sie gab sie dem Fischer, der danach griff; dann drückte sie des alten Pastors Hand kurz und

heftig und raunte ihm zu: „Ich dank' Ihnen — tun Sie Barmherzigkeit an uns, wenn Sie dürfen. Stumm muß ich bleiben, und mit meinen Söhnen geh' ich; — den jüngsten — den jüngsten muß ich noch heraus haben.“

Die Pastorin wollte Fragen stellen, aber das Weib wich scheu zurück. Da faßte er seiner Frau Hand und zog sie mit sich fort. —

Am andern Tage waren die Ruscinskys mit ihrer Habe aus der Erdhütte verschwunden. Aber diese Hütte war in sich zusammengesunken. Brandspuren verrieten, daß die Hölzer, mit denen sie innen abgesteift war, durch Feuer verzehrt worden. Das Ganze glich einem mächtigen Grabhügel. Der alte Pastor wurde durch eine längere Krankheit an seiner Anzeigepflicht gehindert und berichtete dann nichts als den Sterbefall. Ihm blieb, so oft ihn sein Weg an diesem Erdhaufen vorüberführte, die Vorstellung, daß er die natürliche Begräbnisstätte des Alten geworden. Wer sollte da nachgraben? Und warum? Paßte nicht für den, dessen Seele mit knapper Not gerettet war, wie der alte Pastor hoffte, zur Not auch eine solche Gruft? —



Warum?

In der dämmerigen Frühe des 24. Dezembers, der auf einen Freitag fiel, rüstete der alte Meyer Pinkus wieder seinen Tragekorb, um die kleine Tour auf die Dörfer zu gehen. Der Handel blühte so herrlich in den Wochen vor Weihnacht, daß es jammerschade gewesen wäre, nicht auch noch diesen letzten Tag zu benutzen, obwohl Pinkus nicht der stärkste war und sich vom langen Schleppen des schweren „Packens“ schon sehr angegriffen fühlte. Es kam dazu, daß er schon immer zwei Tage der Woche verhindert war, diesem Erwerb obzuliegen, denn am Sonntag verboten ihm die Behörden das Hausieren, und am Sabbat tat es sein Gewissen. Doch hatte er mit diesem für die Zeit vor dem Fest eine Übereinkunft geschlossen, wonach es am Sabbatmorgen sein volles Recht bekam; dafür sollte es ihn am Nachmittag in Frieden lassen, wenn er daheim seinen kleinen Laden aufmachte.

Jeder nannte ihn den „alten Pinkus“, obgleich seine Jahre das noch nicht rechtfertigten. Sein gebogener Rücken, seine eingefallene Brust, sein ungepflegter Vollbart, eine gewisse stete Müdig-

feit, Ergebung und Ergebenheit in seinem Gesicht hatten ihm schon vor zehn Jahren, als er zugereist kam, im Städtchen diese Bezeichnung verschafft. Es war schwer, sich vorzustellen, wie er jung ausgesehen haben mochte, wenn man nicht etwa sein Söhnchen, den kleinen Moritz, als sein verjüngtes Ebenbild ansah. Aber auch diesem haftete etwas unjugendliches an — ein Zug von Frühreife. Seine dunkeln Augen, die reichlich nahe beisammen saßen, schienen über die Interessen seines Alters weg auf das zu schauen, was den Erwachsenen wichtig und nützlich scheint. In diesem Augenblick beobachteten sie mit großem Interesse, wie der Vater seine Waren in das Traggestell hinein ordnete. Obwohl schon zehn Jahre alt, konnte Moritz gerade nur über den Rand des Korbes wegsehen, der vor ihm am Boden stand.

„Die Broschen — Broschen gehn reizend zu Weihnachten; die sind beinahe der beste Artikel,“ murmelte Pinfus beim Einpacken. „Wolle — damit ist zwar nicht viel zu machen — wo die Leut selbst noch spinnen — aber Wolle muß dabei sein. Die Kleiderstoffe — nu, sind sie nicht schön? Man muß was auszulegen haben. Und hat man einmal ausgelegt, und sie haben die teuern Kleider gesehen, die sie sollen kaufen, sind sie froh, wenn sie mit einer Brosche oder einem Seidenband davonkommen — und die kommen ihnen billig vor. Von den Halstüchern bring’ ich nicht zwei zurück — Moritzche, willst du mir glauben?“

„Die gelben Manschettenknöpfe wirst du nicht vergessen,“ mahnte der Kleine, und seine Augen glänzten. „Die sind ein gutes Geschäft. Und die Schürzen und das Sammetband! Hast du nicht gesagt, daß die Bauernknechte wollen den Mädchen Band schenken — du soll Band mitbringen?“

„Was du nicht alles behältst, Moritzche! Beinah' hätt' ich alter Mann es vergessen und muß mich schämen vor meinem Kind,“ rief Pinkus erfreut und suchte aus Schubfächern das Bezeichnete hervor.

„Wird's dir nicht zu schwer zu tragen — das alles?“

„Daß es schwer sein — Geschäft ist Geschäft. Und morgen ist Sabbat. Das trifft gut diesmal auf der andern Fest; der Schlaf am Sabbat ist ein Vergnügen. — Aber was machst du heut, wenn ich weg bin?“

Der Kleine wandte den Blick von den Waren weg. „Ich spiel' mit den Kindern vom Tischler,“ sagte er zögernd.

„Warum spielst du nicht mit Ehrensteins und Breslauer's Jungen?“

„Das ist langweilig,“ war die halb verlegene, halb mißmutige Antwort.

„Wie heißt: langweilig? Bist du nicht vernünftig?“

„Unsre sind nicht lustig.“

„Muß man denn immer lustig sein? Bist du nicht ein jüdisch Kind? Bin ich — dein Vater —

lustig? Und seh' ich dich nicht auch immer ernsthaft und vernünftig, wenn ich dich mit andern Kindern sehe?

„Ich hab's aber gern, wenn die andern lustig sind.“

„Kannst du mit den kleinen Ehrensteins nicht Kaufladen spielen und Pferd doktor und Advokat — was weiß ich?“

„Die singen nie — und sind nie ein bißchen wild. Die sind nicht lustig,“ beharrte Moriz.

„Was spielst du denn mit den Tischlerkindern?“

„Sie spielen jetzt immer Weihnachten.“

Pinkus erschrak. „Wie machen sie das denn?“ fragte er mit besorgt forschendem Blick, während er das Wachtuch über den Ballen schnürte.

„Hans sägt einen Starenkasten für seine Mutter, und Martha stickt ein Staubtuch, und dabei lernen sie alles, was sie aussagen müssen.“

„So — und das hörst du alles mit an?“

„Ich muß es ihnen abhören. Sie sparen auch zu einer Hyazinthe vom Gärtner, die sie ihrem Vater schenken wollen.“

„Unsinn! Wer wird für Blumen Geld ausgeben! Können Sie nicht warten, bis sie im Sommer blühen umsonst? Dann sollen sie selbst auch wohl etwas geschenkt bekommen?“

„Sie kriegen immer was. Wir spielen noch immer mit seinem Säbel von letztem Weihnachten.“

„Weihnacht heißt es nicht — blinde Nacht!“

stieß Pinkus heftig hervor. Doch rasch besänftigt fuhr er fort: „Moritzche, was tust du mit einer tödlichen Waffe?“

„Wir spielen Soldat.“

„Soldat? Paßt das für dich? Ein Soldat kann kein Jude bleiben. Er bekommt Drese*)=Essen und muß sogar am Passah exerzieren. Schenken können wir einander auch so viel, und wann wir wollen — jederzeit! Sagen die Tischlerkinder denn nicht ‚Mauschel‘ zu dir, wie die aus deiner Klasse?“

„Nein, niemals.“

„Es wäre besser, sie sagten Mauschel, als daß sie ihn ihre Gebete abhören lassen,“ murmelte Pinkus vor sich hin, indem er sich vergewisserte, daß nichts verloren gehen konnte. Und er überlegte, daß es besser sein würde, sein Söhnchen heute von all den verderblichen Eindrücken fern zu halten. Deshalb sagte er wie beiläufig: „Du kannst heute ein Stück mit mir kommen — weil du doch keine Schule hast. Aber zieh’ den Mantel an und die Wollhandschuhe.“

Des Jungen Wangen röteten sich vor Freude — er hatte noch niemals auf die Tour mitgedurst, die ihn doch so sehr interessierte, und er stürzte in die Kammer, um sich anzukleiden.

Inzwischen bedeckte der Vater seinen Kopf mit dem Hut, wandte das Gesicht nach Osten, wozu er

*) unreines.

eines Blickes auf den Misrach*) an der Wand nicht mehr bedurfte, und murmelte ein kurzes Gebet. Dann setzte er den Tragekorb auf einen Stuhl und spannte sich die Riemen über die Schultern. Sie zerrten den etwas fettigen Kragen abwärts und ließen einen wenig sauberen Hemd-
rand sehen. Der Kleine kam in Pelzmütze und einem reichlich langen Überrock zurück, der starke Familienähnlichkeit mit dem seines Vaters zeigte, und hatte seine Kehle mit einem grauen Tuch doppelt umwunden. So gingen sie nebeneinander in den kalten Wintermorgen hinaus.

Der Himmel war bedeckt, und es blies frisch aus Nordost. Auf dem harten, schneefreien Erdboden wanderte es sich gut, doch als sie den Landweg erreicht hatten, mußte Moritzchen hinterher gehen, damit er die holprigen Geleise vermiede. Pinkus hatte seinen Plan so gemacht, daß nur die nächsten drei Dörfer aufgesucht werden sollten, und er reichlich zum Sabbateingang**) zurück sein konnte.

„Weißt du, daß du der einzige bist, der mir das Raddisch***) sprechen wird,“ begann er nach einer Weile unvermittelt, „— daß ich ohne Raddisch bleiben müßte, wenn du —“ er brach ab, als

*) Mit sinnbildlichen Darstellungen geschmückte Tafel, die in frommen Judenhäusern dem Vater zeigt, wo Osten ist.

**) Vorfeier des Sabbats.

***) Das Gebet, das ein Sohn für seine verstorbenen Eltern am Jahrestage ihres Todes spricht, wird sehr wichtig gehalten.

empfände er, daß der Kleine ihn nicht verstand.
„Hast du ihnen denn auch schon mal etwas auf-
gesagt aus unserm Gebetbuch?“

„Einmal wollte ich —“

„Warum würde nichts daraus?“

„Da lachten sie,“ sagte Moritz kleinlaut.

„Es ist wegen der Sprache, die sie nicht ver-
stehn — also aus Dummheit! Wenn du nicht
wolltest, brauchtest du nicht mit ihnen zu
spielen — es ist eine Ehre für sie. Du lernst
eine Sprache, über die sie nur können lachen.
Haben sie auch darüber gelacht, daß du ein
jüdisch Kind bist?“

„Nicht sehr — sie sagen, ich müßt' werden
wie sie.“

„Hör' die Dickköpfe! Sie wissen nichts! Weil
du ein Jude bist, kann alles aus dir werden —
du brauchst einmal nicht mit dem Packer zu gehn
und Felle und Korn in Zahlung zu nehmen. Das
tu' ich für dich! Ein jüdisch Kind ist etwas be-
sondres — aber das wissen die andern nicht. Es
hat große Namen bei uns gegeben — aber die
abgefallen sind, die sind tot.“

„Sind sie ermordet?“ fragte Moritz ängstlich.

„Wir nennen die tot, die uns verlassen haben.
Und wen es in der Familie betrifft, der wird sich
auf einen niedrigen Schemel zur Schiwe*) setzen
und das Seelenlicht brennen, weil es schlimmer

*) Die erste achttägige Trauer.

ist, als wären sie gestorben. Aber du wirst wachsen und zunehmen auf unsern eignen Wegen, denn du bist zu Großem bestimmt. Über uns beide ist es am Neujahr beschlossen, was mit uns werden soll: du wirst müssen lernen — und ich werde müssen wandern und erwerben für dich. Du wirst einmal nicht ‚der alte Pinus mit dem Paden‘ sein — du wirst etwas zu bedeuten haben. Sieh,“ setzte er ruhiger und nachdenklich hinzu, „du bist deinen Altersgenossen im heiligen Meph-Beth weit voraus — das hast du von deinem Vater. Als ich in Warschau noch Thoraschreiber*) war, hab’ ich zu mir gesagt: Meyer, du hättest ein Rabbiner werden müssen! Aber für mich war es zu spät — und ich war auch hoch genug gekommen, denn mein Vater, mit dem der Friede sei, starb noch im zerlumpten Rock — wenig und böse war die Zeit seines Lebens. Aber du — dich hab’ ich versprochen. Wenn du aufwachsen wirst gesund und begabt, und du willst — dann sollst du ein Rabbiner werden. Was sagst du dazu?“

Er wandte sich halb nach dem Kleinen, der mit fälteroten Wangen hinter ihm trabte und eben unruhig zum Städtchen zurückschaute, als ob er den Rückweg abschätzte und bald anzutreten wünschte. Die letzten Mittheilungen schienen wenig Eindruck auf ihn zu machen. Ja es war dabei

*) Die Gesetzesrollen werden für die Synagogen nur durch Abschrift vervielfältigt.

wohl gar das Verlangen nach den Tischlerkindern wieder wach geworden. Der Vater erriet seine Gedanken. „Können wir nicht auch alles haben, was sie haben?“ fuhr er weitergehend hastig fort. „Kann ich, wenn ich will, meinem Kinde morgen nicht auch etwas schenken und rechnen es auf unser Chanuka, was auf dieselbe Zeit fällt in diesem Jahr mit ihrem Weihnachtsfest? Und stecken nicht viele von den unsern an diesem Fest auch viele Lichter an? Das alles können wir auch haben, wenn du es willst. — Geh' noch mit bis an das Dorf, dann kannst du zurückfahren.“ Er wußte, war sein Junge erst so weit, so ging er gern auch noch in die Häuser.

Es war ein Rittergut, dem sie sich näherten. Hier mußte sich Meyer Pinkus mit den Arbeiterhäusern begnügen, denn der Gutshof hatte sich durch eine Tafel am Tore das Hausieren unter Strafandrohung verboten. Das verminderte aber die Einträglichkeit dieses Reviers nur wenig. Die Leute lebten auskömmlich, viele hatten hübsche Ersparnisse, warum sollten sie zu Weihnachten nicht eine oder zwei Mark mehr springen lassen, als sie anfänglich gerechnet hatten? Jeder Hausfrau fast fiel beim Anblick der Sachen noch etwas ein, dessen sie zum Fest bedurfte. Und dafür, daß alles zur Augenwirkung kam, sorgte er. Gleich ins erste Haus trat er ein wie ein lang ersehnter Kinderonkel und Freudenbringer.

Ehe sich die Frau dessen versah, hatte er den

Tragekorb schon zu Boden gleiten lassen und kramte aus. „Das Ansehen kostet nichts,“ sagte er. Nachdem er sich aber die Mühe gemacht hatte, dauerte es sie, ihn ohne Verdienst wieder gehen zu heißen. Außerdem ließ er ihr zu einer solchen Aufforderung auch keine Zeit — so beweglich und zähe war sein Redestrom und das Spiel seiner Hände. Auch freute es die umstehenden Kinder gar sehr, zu sehen und zu hören, was würde. Zum Schluß langte er dann in die Manteltasche und ließ ein paar einzelne Bonbons in die dicken Händchen gleiten — die kleinen, medizinisch schmeckenden, die so köstlich bunt aussehen! Und während sie in den Mündern zergingen, blieben große blaue Augen wonnestarr auf des Juden Antlitz geheftet, und sogar die Mutter lächelte freundlich. Dies war das gewöhnliche Bild, wenn Vater und Sohn das Haus verließen.

So zogen sie von Thür zu Thür, und Moritzchens dunkle Augen wanderten zwischen seinem Vater und den Kunden hin und her und forschten, wessen Sache am besten stand. Wenn ihn ein freundlicher Blick getroffen hatte, ließ Pinkus ihn rasch die Rechnung im Kopf ausmachen, und die Hausfrau konnte sich nicht genug wundern, wenn sie sich nach mühsamem Klauben überzeugte, daß Moritzchen richtig gerechnet habe.

Als sie in der Wohnung des Statthalters waren, kam zum Glück auch noch der junge Hofwirtschafter dorthin, der einen Auftrag zu bringen

hatte. Natürlich mußte auch er nun etwas kaufen, denn haben junge Herren nicht immer Geld — mehr, als ihnen gut ist?

„Sie sind ein feiner Mann — ein nobler Herr,“ rief Meyer Pinkus. „Aber doch haben Sie noch nicht solche Knöpfe gesehen. Ihnen gönne ich sie — für Sie werden sie sich ausnehmen. Was sie kosten? Ich schäme mich, es zu sagen: Fünfundsiebzig Pfennige! Sie kosten mich selbst soviel. Aber will ich denn bei Ihnen Profit! Alle jungen Damen werden sich die Schleifen zurechtzupfen, wenn sie Sie von weitem damit kommen sehen —.“

Der junge Mann lachte und wollte vorbei zur Thür, doch Pinkus hielt ihm das Schächtelchen in den Weg. „Soll ich leben und gesund sein — das Doppelte haben Sie mich gekostet! Sie werden nur verschleudert, weil auch etwas fein muß, woran ich nicht verdiene —“ Hier brach er verwirrt ab, denn er war seines Jungen Blick begegnet, der mit Befremden und fast etwas kühl auf ihm lag. Er legte die Schachtel plötzlich nieder und ergriff ein andres Stück. „Ich seh's Ihnen an — Sie wollen zehn Meter von dem Rattun,“ sagte er zu der Frau. „Sie werden darin aussehen wie ein junges Mädchen,“ und er begann schon abzumessen.

„Nein, nein!“ rief sie und hielt seinen Arm fest. „Ich muß mir's noch überlegen.“ Aber der Stoff, wie er in schönen Falten dalag, schmeichelte sich ins Auge und in die Hand. Sollte sie ihn wieder aufwickeln lassen? Sie willigte wirklich ein,

daß er abschnitt, indem sie ihre freudige Erregung vor ihm zu verbergen suchte. Der Wirtschafter nahm das ihm zuge dachte Paar Knöpfe jetzt freiwillig aus der Schachtel und zahlte.

„Siehst du, Moritzche,“ sagte Meyer Pinkus, als sie das Haus verließen, „das ist die feine Kunst, daß die Leut' meinen, sie wählen aus — und sie müssen kaufen, was sie sollen. Hatt' ich mir nicht vorgenommen, er sollt' grad' die Knöpfe kaufen — und sie von dem Zeug?“

Nur in die Schmiede wagten sie sich nicht, da ein wütend kläffender Hund ihnen den Eingang wehrte. Sie sahen drinnen die vom Essenfeuer angeglühten Männer bei der Arbeit, doch keiner rief den Hund, obwohl sie herüberschauten. Daraus mußte Pinkus schließen, daß der Köter die Grundstimmung seines Herrn widerspiegelte, und er gab es auf, seine und seines Kleinen unbewehrte Waden hier zu Markte zu tragen.

Sie verließen nun das Dorf auf dem Wege, der in weitem Bogen ins Flachland hinausführt, und Moritz begann jetzt abermals mit glänzenden, verlangenden Augen zur Stadt zurückzuschauen. Der Vater merkte es und fing rasch an, ihn zu fragen und ihm zu erzählen. „Hast du dich vielleicht gewundert über irgend etwas?“ sagte er beinahe verlegen.

„Ja — wegen was du sagtest dem Herrn vom Einkaufspreis.“

Pinkus räusperte sich und bemerkte mit mög-

lichster Würde: „Sieh, Moritzche — du hast recht im Leben — aber hast du recht im Geschäft? Und du hast recht mit unsre Leut', aber hast du recht mit den andern? Narrele, gucke, wenn ich auf Touren gehe, nehm' ich mir wohl jedesmal vor, nicht die Unwahrheit zu sagen — aber wie willst du verdienen, wenn du ihnen die Wahrheit sagst über den Einkaufspreis? Werden sie dir dann noch deine Tour bezahlen wollen? Aber fürcht' dich nicht; du wirst das nicht nötig haben. Du wirst ein Rabbiner werden und mit der Wahrheit umgehen können und deinen Leibrock ohne Fleck behalten. Dann wird dein alter Vater es sein, der die andre Arbeit für dich getan hat, die manchmal Schmutzflecken macht. Und deiner Mutter Seele, mit der der Friede sei — wird Freude und Wonne an dir haben vor dem Thron Jehovas.“

Die Luft war undurchsichtig geworden. Einzelne Schneeflecken fielen ihm auf den Rock — die Ferne verschleierte sich.

„Haben die Tischlerkinder dir am Ende auch gesagt, was sie von uns denken?“

„Sie sagen, wir sind nie lustig und ruhen niemals recht aus — und wissen keine Geschichten: Wir beten entweder, oder wir verdienen Geld.“

Pinkus lachte mit leiser Bitterkeit. „Wenn sie mit dir groß sind, werden sie sehen, wozu wir das Geld verdient haben. Jüdischkeit ist etwas besondres, solange die Sonne aufgeht! Das können sie aber nicht verstehn! — Wir wollen das goldne

Gemüse' essen, was du so gern hast, und auch Lichter anmachen morgen, mein Jüngel. Und Geschichten! Willst du, daß ich dir alte — uralte Geschichten erzähle?"

Und er begann aus seinen Talmuderinnerungen Bruchstücke hervorzufuchen, die seiner Meinung nach ein märchensüchtiges Kinderohr erfreuen konnten:

Daß Adonai Zebaoth drei Stunden des Tages mit Moses, den Richtern und Salomo zusammen im Gesetz studiere, und wie er dann den Thron des Gerichts und der Gnade besteige. Hierauf beschäftige er sich drei Stunden lang mit der Speisung aller seiner Geschöpfe, und die letzten drei Stunden des Tages spiele er mit dem Leviathan.

„Adonai Zebaoth spielt?“ fragte Moritz verwundert.

„Steht nicht geschrieben im Psalm unsers Königs David, daß er den Walfisch geschaffen hat, damit er im Meer spielen soll? Und wer ist groß genug, mit ihm zu spielen?“ Meyer Pinkus drehte sich ganz nach seinem Jungen herum und stand einen Augenblick, um zu Atem zu kommen.

„Dann dürfen wir doch auch spielen,“ sagte Moritzchen und sah mit leerem Blick an ihm vorbei nach der Stadt. Rasch aber wandte sich der Alte zum Weitergehen, und er fuhr fort, indem sich ein Schatten über sein Gesicht legte: „Und in der Nacht klagte er: Wehe mir, daß ich mein Haus verwüftet und mein Heiligtum verbrannt habe und meine Kinder in die Verbannung und unter die

Völker geschickt. — Weißt du, was das bedeutet, mein Jüngel? Nein, du weißt es nicht!“

Und mit müder, eintöniger Stimme begann er von der wirklichen Geschichte der Zeit zu erzählen, die der Verbrennung des Heiligtums vorgegangen war. Er vertiefte sich so darein, daß selbst ihm die Viertelstunden kurz und seine Bürde leicht wurde.

Indem er so dahinwandelte, hatte er seine einzigen beiden Lebensgüter beieinander: seinen Sohn und die Vergangenheit. Ihn erquickte keine andere Liebe als die seines Moritzchens; ob sein Gott ihm gnädig bleibe, das war die Frage. Ihm lachte nicht die Natur; ihn stählte und erhob kein mutiges Schaffen. Die Toten von Jahrtausenden waren die heimlichen Herrscher über sein innerstes Leben.

Aber die strahlende Lichterscheinung der untergegangenen Herrlichkeit seines Volkes warf noch immer etwas wie ein Abendrot in sein Leben. Sie war noch immer in den nachgeborenen Seelen die Quelle der zähen Ausdauer und des Stolzes.

Meyer Pinkus gedachte nicht immer, vielleicht nicht einmal täglich des Schicksals seines Volkes; aber doch hatte es sich in sein Antlitz hineingeprägt — in dieses Antlitz, das auch jetzt noch nicht alle Tage gewaschen wurde, obwohl die Wasserarmut Palästinas das nicht mehr entschuldigte. Die Leute, zu denen sein Geschäft ihn führte, hafteten liebend an ihrem Boden, von dessen

Geschichte sie kaum irgend etwas wußten. Er dagegen wanderte über dieses Land, das nicht seine Heimat war, und das er auch keinen Augenblick dafür hielt — und sein bestes Wesen wurzelte tief und beständig in einem fernen Lande, das er nie gesehen hatte. Wie ein dürres, verwehtes Blatt flog er vor dem Winde. Wenn dieses braune Blatt in einem Winkel zur Besinnung kam, so träumte es von dem starken grünen Baum, von dem es losgerissen worden war. Der geheime Grund seines Lebens blieb diese Erinnerung, die ewig jung war, obgleich der Staub von Jahrtausenden darüber liegt. Schrecken aus alter Zeit gingen ihm durchs Herz, wenn er seinem Söhnchen erzählte; Schatten aus verfallenen Mauern flatterten vor ihm auf.

Moriz hatte bisher noch wenig über seinesgleichen nachgedacht, vielmehr den Gegensatz zu den übrigen Leuten, der ihn und seinen Vater zu Fremden stempelte, durch dessen Gewerbe oder durch das Fehlen der Mutter erklärt. Er hatte es bisher noch nicht erfasst, daß es etwas so unvergleichlich Seltsames mit ihnen sei. Und nun hörte er ihn, den bescheidenen Hausierer, von einem königlichen Geschlecht unberechenbaren Alters erzählen, wie aus Familienaufzeichnungen!

Er dachte jetzt nicht mehr an die Stadt. Keimal wandte er mehr den Kopf zurück. Ohne es zu wissen, hatte er seine kleine Hand in die des Vaters geschoben und achtete nicht auf den holprigen

Weg. Ein feines Knistern war in der Luft, und dichte, körnige Schneekristalle prickelten ihnen das Gesicht; der Wind überschüttete sie manchmal damit. Sie aber zogen durch das Gebirge Juda und die Ebene Jesreel und sahen die Schlachten, in denen Jehova ihre Rosse, ihre Wagen und ihr Fußvolk zum Siege geführt hatte. Und dann zogen sie durch die Blut blendenden Sonnenscheins zum Tempel hinauf.

Meyer Pinkus schilderte, durchglüht von Schmerz und Stolz, die Herrlichkeit Salomos, und wie die Königin von Saba gekommen wäre, seine Weisheit zu hören und seinen Reichtum zu sehen — und wie die Völker seine Bundesfreundschaft gesucht hätten; wie Jehova seine Auserwählten selbst geleitet; selbst zu ihnen gesprochen und sie zu immer höherer Glorie hingeführt hätte; wie ringsum die Heiden nicht wert gewesen seien, das Angesicht zu Israel zu erheben.

Ein heftiger Windstoß warf den Kleinen fast um und weckte ihn aus seinem Traume. „Und du —“ sagte er, sich langsam auf die Wirklichkeit besinnend, „du — warum gehst denn du jetzt hier?“

Der Vater blieb stehen und sah ganz erschrocken aus, als sei er von irgendwo herabgestürzt. Sein Atem flog, und sein Gesicht war erhitzt von der doppelten Anstrengung des Tragens und des Sprechens im Winde. „Ja warum?“ erwiderte er dann zögernd, „das ist zu schwer, es dir zu beantworten, du bist ein Kind! Wenn wir's nur

selbst wüßten — immer schon hab ich es gern erfahren wollen —“

Er war jetzt wieder im Alltag und spähte den Weg zurück. Das Wetter beunruhigte ihn; es war wirklich unangenehm geworden. Die Felder trugen schon eine Decke von gleichmäßigem Weiß. Gern hätte er jetzt den Kleinen zurückgeschickt, doch ihn allein gehen zu lassen, wagte er nicht mehr. Es durfte auch für ihn nur „vorwärts!“ heißen, und es war gut, ihn die Mühsal des Weges möglichst weiter vergessen zu machen. Dafür sollte er morgen entschädigt werden, und dazu wollte er das alte, sonst wenig beachtete Chanukafest als Vorwand benutzen. Sonst hatte er sich nach jüdischem Brauch damit begnügt, durch ein besonders weltliches Verhalten seine Geringschätzung der christlichen Weihnacht an den Tag zu legen. Er, der eigentlich gar kein Gefallen am Kartenspiel fand, hockte dann mit Ehrenstein und Breslauer zusammen beim „Franzfuß“ oder einer Partie l’Hombre — ähnlich wie am Karfreitag. Morgen aber sollte Moritzchen ebenso froh sein wie die Tischlerkinder.

Vom Chanukafest erzählte er ihm im Weiterwandern — vom Fest der Freude über den endgültigen Sieg der heldenhaften Makkabäer und über die Tempelreinigung. Er schilderte, wie eine kleine kühne Schar den zehnfach überlegenen Feind niedergezwungen und das Blut derer gerächt hätte, die nicht Schweinefleisch essen und nicht Schweine opfern wollten auf dem Altar; wie dieser Stamm

von Helden das Heiligtum vom Unflut gereinigt und den Altar und die heiligen Gefäße erneuert habe.

„Und dann, zweihundert Jahre danach, ist der heilige Tempel in Lohe aufgegangen, und unser Volk durch Schwert und Hunger und Seuchen gewürgt! Und die übrig blieben? In die ägyptischen Steingruben und in den Fechterdienst sind sie geschickt. Wenn du wirst erwachsen sein, versuch es zu verstehn. Forche in den Schriften und sag es dann deinem alten Vater. Darauf werde ich warten, daß ich es von dir erfahre. Wir wissen nicht woher und wohin und warum. Bring du es heraus, und ich will dich segnen.

„So kamen die Unfern in alle Welt. Und sie waren wie die Bienen — sie trugen ihre Waben voll. Dann schwefelte man sie ab und schleuderte ihre Waben leer und ließ sie von neuem sammeln. Sie konnten Kinnes*) beten — weiter konnten sie nichts machen. Aber hier bei uns ist es besser geworden; hier schützen uns die Gesetze.

„Du darfst dies alles hören — in drei Jahren wirst du ein gebotespflichtiger Mensch und wirst schon dich selbst verantworten müssen. Vielleicht werde ich dir dann für deine Rede beim Festmahl geben den Spruch aus Bereschit Bara: ‚Der Jude muß dem Lande dankbar sein, wo er sein Brot findet.‘“

*) Trauerpsalmen.

Es gefiel Morizchen sehr gut, von diesem allen erzählen zu hören. Er ging jetzt immerfort neben dem Vater, um ihn ansehen zu können. Ihm schien es, als ob sich seines Vaters Gesicht ganz verändert habe — er wußte nur nicht, was das war. Sonst scharfsinnig, verschlagen oder sorgenvoll — jetzt wurde es ehrfurchtgebietend. Es schien ihm, als müsse der Vater alles, was er erzählte, selbst erlebt haben und sei nur von damals übrig geblieben als ein Überlebter.

Er ging, wenn der Vater sprach, immer das Gesicht zu ihm erhoben und wunderte sich. Bis plötzlich seine kleine Hand weggeschleudert wurde — und darüber wunderte er sich noch mehr.

Das geschah, als Meyer Pinkus berichtete, wie sein Großvater, der eine Schenke an der russischen Landstraße hatte, so oft er in die Bezirksstadt kam, im Tore niederknien mußte und der Torwächter mit der Schere rund um ihn herumging, nachschauend, ob irgendwo der Rocksaum auf dem Boden lag. Wo das der Fall war, schnitt er ihn ab. So wollte man die jüdischen Untertanen von der Hoffart heilen, einen Kasten tragen zu wollen.

Meyer Pinkus aber war nicht zornig. Seine Linke suchte des Kleinen Hand rasch wieder, und heimlich streichelte dieser sie mit seinem dicken Wollhandschuh.

Gern hätte er auch seine Wange gestreichelt, wenn er hätte hinanreichen können. Sein Vater schien ihm unendlich — unermeslich alt, wie einer,

der überhaupt nicht sterben kann und traurig darüber ist. Durch die Jahrtausende war er gewandert — und nun wanderte er hier!

Der Schnee fiel in immer dichteren Flocken; schon mußte der Fuß ihn beim Ausschreiten schieben. Auf den Bäumen am Wege duldete der scharfe Wind ihn nicht — sie streckten kahle, ungeschmückte Zweige empor. Doch in des Hausierers Bart setzte er sich — seinen und des Knaben Wärme ausströmenden Mantel belegte er mit einer dicken Schicht, und auf dem Wachtuch des Tragekorbes häufte er sich.

„Bloß noch zum nächsten Dorf, Moritzche — wir kürzen die Tour ab,“ sagte der Vater. „Geh wieder hinter mir, so wirst du etwas Schutz haben. Es ist böses Wetter; aber wir kommen vorwärts nun früher unter Dach, als wenn wir umkehrten — und bald sind wir im Walde.“

Am Wege lag nach kurzem ein großer Findlingsfels, den der Dampfpflug im Acker aufgewühlt haben mochte. Er setzte seinen Packen darauf nieder, um zu ruhen. „Wenn wir Glück haben, verkaufen wir im nächsten Dorf schon alles. Es ist ein großes Dorf — ein reiches Dorf; Gott schenk' uns viele solche Dörfer! In einer Stunde sind wir da.“ Er nahm dem Knaben die Mütze vom Kopfe und löste aus ihrem Innern einen Streifen Wollzeug, der Mund und Nase schützen sollte. Dann strich er den Schneehaufen von dem Korbe und nahm ihn wieder auf.

Sie kamen nun eine Strecke durch Tannenwald, unter dessen Baumkronen eine Schar von Krähen mit lautem Geschrei Schutz suchte. Auch für das Vogelauge war die Luft zu dick, als daß sie ihrer Nahrung hätten nachgehen können. Sie schalteten misttönend über den Schnee, der ihnen Wagen-spuren, Saatzfelder und Düngerhaufen — alles, was ihre Freude war — verschüttete. Eine Meise schlüpfte dicht am Wege durch das braune Laub jungen Buchenausschlages. Moritz hatte sie für eine Maus gehalten und schrie auf: „Was macht sie da?“

„Es ist ein Vogel — nu — wie alle Vögel. Was soll er da machen? Es ist sein Geschäft.“ Dort, wo junge Fichtenbäumchen einander beschirmend beisammen standen, hatte sich der Schnee ruhig auf die gespreizten Zweige gelegt und dichte weiße Lauben gebildet, in denen ein Häschen gerade Platz gefunden hätte. Moritz freute sich über die traulichen Gewölbe und fragte: „Warum sitzen nicht Tiere darin? Es ist wie weiße Laubhütten.“

„Sitzen sie nicht darin, werden sie wissen, warum. Was sorgst du dich um die Tiere? Kannst du davon leben?“

Als sie aus dem Gehölz wieder hinaustraten, empfing sie ein verstärkter Wind. Das Schneetreiben hatte an Heftigkeit zugenommen, und als es sie recht faßte, schauderte der Kleine zurück und suchte Deckung hinter seinem Vater. Dieser geriet selbst ins Wanken. Sie hatten nun den Wind schräg von vorn. Ganze Massen Schnees drängten sich

zwischen seinen Rücken und die Rundung des Korbes und vermehrten das Gewicht, das er schleppen mußte. Er warf sich scharf gegenan, wobei sich seine ohnehin engbrüstige und verbogene Gestalt noch tiefer zur Erde neigte.

„Tritt in meine Spuren. Nun dauert's nicht mehr lange — noch eine kleine halbe Stunde. Was ist eine halbe Stunde? Kannst du nicht laufen wie ein Huhn?“ Er glaubte selbst nicht, was er sagte. Er wußte, das bei diesem Wetter vor einer halben Stunde das vorderste Gehößt nicht zu erreichen war.

Junge Ebereschen bezeichneten den Weg, den selbst er sonst nicht gefunden hätte. Man sah nicht zwanzig Schritte weit, und kein Geräusch drang vom Dorf herüber, die Richtung angehend. Man hörte nur das Pfeifen des Windes, das Knistern der Schneeförner und das Knirschen des geflochtenen Korbes. Pinkus erzählte nun nichts mehr, denn er hatte keinen Atem dazu übrig. Nur dann und wann warf er ein ermutigendes Wort hin. So kämpften sie sich ein gutes Stück vorwärts.

Plötzlich begann Moriz hinter ihm leise zu wimmern.

„Was hast du, mein Leben? Mein Gold, friert dich?“

„Ich bin müde.“

Dem Vater rieselte der Schreck durch Mark und Bein. Er wußte, daß der Kleine nicht ohne Not versagte, und fühlte, daß er selbst beinahe am Ende

seiner Kraft war. Matt schon hatte er heute den Weg angetreten, und das stete, wenn auch noch so geringe Zurückgleiten des Fußes bei jedem Tritt ermüdete außerordentlich.

„Wir werden ausruhn einen Augenblick,“ sagte er und drehte sich zu ihm. „Vielleicht kommt ein Wagen und nimmt uns mit — ja gewiß kommt ein Wagen oder ein Schlitten.“

Er lehnte seinen Korb, ohne ihn abzusetzen, an einen Baum und zog den Kleinen an sich. Er drückte sich Moritzchens glühendes Gesicht an den Mantel, von dem er den Schnee abgeklopft hatte. Dabei fühlte er, daß der Junge vor Erschöpfung zitterte. Die Kälte ging ihm selbst durch den erhitzten Rücken, den er dem schneidenden Winde aussetzen mußte. So standen sie eine Weile schweigend, und die Hand von Pinkus glitt liebkosend über den Nacken des Kleinen.

„Jetzt wird es wieder gehn, mein Jüngel,“ sagte er endlich. „Langsam — du gehst immer dicht hinter mir.“ Er stieß sich mit einem Ruck von dem Stamme ab, so daß er wieder in gebückte Haltung kam, und schritt voran, bis Moritzchen vor Müdigkeit stolperte und fiel. Er zog ihn am Arme in die Höhe, aber der Kleine taumelte nur noch ein paar Schritte vorwärts, dann fiel er abermals und weinte.

Langsam ließ der Jude die Trageriemen von seinen Schultern gleiten und stellte den Korb zu Boden. „Ich werde dich jetzt tragen. Mein Kind

braucht nicht zu weinen. Ich werde die Ware herausnehmen, und du wirst hineinsteigen.“

„O die Ware — die schöne Ware — wo wird die bleiben?“ jammerte Moritzchen. Aber der Vater nahm alle schweren Sachen heraus und schlug sie so gut es ging in das Wachtuch. Dabei murmelte er inbrünstig den Schluß des Kol nidre — des großen Bußgebetes vom Versöhnungstage: „Mein Gott, ehe ich geschaffen, war ich nichts — und jetzt, da ich geschaffen, bin ich so, als wäre ich nicht geschaffen. Staub bin ich im Leben — noch mehr im Tode; ich bin voller Schmach und Schande. Es sei dir, Einiger, wohlgefällig, daß ich nicht mehr sündige.“

„Die Broschen und das Sammetband — die darfst du nicht hierlassen — die sind ein Geschäft,“ sagte der Kleine weinerlich, während er neben dem Korbe auf den Knien lag.

„Mach ihn zu einem, der Israel unterweist,“ setzte der Vater leise seinem Spruch hinzu, und er legte den Warenballen hinter einem schlanken Kastanienbäumchen in den Graben und häufte Schnee darüber. „Ja, ich werde die Kleinigkeiten mitnehmen so gut wie die Böttrichen — und auch die Wolle; sie wärmt dich noch.“ Er hob den Knaben hinein. „So leg dich an mich — und die Wolle hier zur Seite — und halt die Arme fest am Leib, daß du warm bleibst.“

Moritzchen sah aus dem Nest mit seinen schwarzen, enggestellten Augen heraus, wie die

Maus aus dem Loch. Pinfus wuchtete sich den Korb wieder auf den Rücken und ging die ersten Schritte taumelnd. Die Last war nicht leichter geworden, und der Schneesturm nicht barmherziger. Er mußte jetzt öfters stillstehen, das durfte er aber nur tun, wenn er zugleich einen der Aueebäume umfassen konnte.

„Wirst du kalt?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich weiß nicht,“ piepte Moritzchen.

„Soll ich dich niedersetzen? Will mein Füngel umherspringen, um sich aufzuwärmen?“

„Nein. Sind wir noch nicht bald da?“

„Noch eine Viertelstunde — wenn der Einige uns gnädig ist.“ Dieser Zusatz wurde leise gemacht. Er sprach jetzt gar nicht mehr und ruhte auch nicht mehr aus. Sein Atem wurde feuchend. Er zählte die Schritte immer von eins bis zehn, und vor seinen von Blutäberchen geröteten Augen, die er auf den Boden gerichtet hielt, flimmerte es. Seinem heißen Gesicht waren die Schneeflocken jetzt angenehm. Geflissentlich sah er lange Zeit nicht auf, um durch das unbegrenzte Einerlei der Umgebung nicht entmutigt zu werden.

Endlich hob er den Kopf und sah einen Apfelbaum, der zu dem Garten des vordersten Bauerngehöftes gehörte. „Wir sind da!“ rief er freudig. „Moritzche, hörst du — wir sind bei Leut'. Schläffst du?“

Ein schläfriges Stimmchen gab aus dem Korbe Antwort.

„Schlaf nicht ein. Gleich werden wir dich herausholen. Dann bist du in der warmen Stube und wirfst essen. Bist du kalt?“ Er schritt jetzt aus, so rasch er konnte. Nun hatte er das Thor erreicht — nun bog er hinein.

Auf dem Hofe war keine Menschenseele sichtbar. Es war früher Nachmittag. Aus der Scheunendiele schallte der Takt der Dreschflügel — im Stall brummt die Kühe. Zwischen dem Dunghaufen und einer Holzmiere zog sich eine meterhohe Schneeschanze quer über den Fahrdamm, und von ihrem scharfen Rande peitschte der Wind ihm die Körner ins Gesicht, so daß er die Augen nicht offen halten konnte. Er wollte sich hindurcharbeiten, aber glitt aus und stürzte mit einem halblauten Jammerruf in die weichen Massen.

Es mußte wohl komisch aussehen, wie er fruchtlose Anstrengungen machte, mit seiner Last aufzukommen, denn auf der Tenne hörte das Dreschen auf, und ein stürmisches Gelächter erscholl. Er hörte seinen Namen, und ein Knecht in hohen Stiefeln kam langsam heran, um den Spaß in der Nähe anzusehen und auch — wenn es durchaus sein mußte — zu helfen. Der Hausierer war jedoch schon aus seinen Trageriemen geschlüpft und stand auf den Füßen, indem er ängstlich den Kleinen im Korbe schüttelte, der keine Miene machte, herauszufriechen.

„Er ist eingeschlafen — Gott der Gerechte; er wird doch nicht klamm geworden sein? Moritzche —

Moritzche — rühr dich — komm heraus, mein Goldner — wir sind da!“

Schläfrig hob der Junge die Lider ein wenig von seinen schwarzen Augen. Der Vater packte ihn unter den Armen und zog ihn heraus, und der Knecht half ihn lachend losmachen, wobei Schächtelchen und Wollstränge in den Schnee rollten. Jedoch auf die Füße gestellt, knickte das Bübchen zusammen.

„Gott — Einiger, straf mich nicht! Bist du erfroren? Moritzche, komm zu dir.“

Aber der Kleine hing schlaff in seinem Arm. Da hob Pinkus ihn auf und trug ihn dem Wohnhause zu, ohne einen Blick auf seine verstreuten Sachen zu verschwenden.

Er kannte den Gesindeeingang und wählte bescheiden diesen. Auf dem Gange kam ihm ein Mädchen entgegen, erschrak und machte rasch auf einer Eimerbank Platz, damit er den Kleinen dort niederlege. Dann holte sie zwei alte Pferdedecken, die sie eben in der Leutestube flickte, und half ihm die Glieder reiben.

Die Beweglichkeit kehrte wieder, erfroren war nichts. Müdigkeit und die unbequeme Lage hatten das meiste getan, ihn steif zu machen. Er winselte über Prickeln in Armen und Beinen. Bald aber ließ er sich von der Bank gleiten und machte wie eine franke Krähe einen taumeligen Probemarsch über die Fliesen, und Pinkus sah ihm voll Freude

nach und rechte dabei selbst wie erlöst seine schmerzenden Wirbel und Gelenke.

Hinter ihm kam der Knecht herein mit dem Tragkorb und den verschütteten Waren, die er vollzählig wieder hineingesammelt hatte. Er freute sich noch immer des guten Spases, desgleichen man an einförmigen Wintertagen nicht verschmähen soll. „Warum nehmen Sie den Lütjen auch mit, Herr Pinkus?“ sagte er gutmütig lachend. „Soll der mit verhandelt werden? Was meinen Sie, was einer dafür gibt?“

„Konnt' ich den Schnee vorher wissen?“ erwiderte der Hausierer gedrückt.

„Bei dem Wetter! Das ist auch wohl so einer, der sich für fünfundzwanzig Pfennige ein Loch ins Knie bohren läßt.“

„Ich hab ihn mitgebracht, weil ich ihn nicht zu Hause lassen wollt'. Er hätt' lieber gespielt.“

„Na was der wohl spielt — Ist 'n Jud ins Wasser gefallen? So was. Pinkusche, komm mal her, sag mal, was du zu Hause machst. Stehst du im Laden und handelst, wenn Tattleben auf Reisen ist? Oder hast du schon dein eigen Geschäft mit Hosenkнопpe und Marmelstein? Guck — wie er blöde tut — ja, du bist mir der wahre Jakob.“

„Laß ihn doch!“ sagte das Mädchen unwillig. „Ihm tut nu was Warmes not — und Ihnen auch, Herr Pinkus. Gehen Sie man vorn in die Stube — es ist Kaffezeit, und der Bauer und die Frau sind da.“

Der Genannte kam aber schon behäbig durch die Küche her — er hatte die fremden Stimmen gehört. Er schmunzelte wohlwollend, als er den Kleinen erblickte, legte ihm die Hand auf den Kopf und spaßte: „Der soll wohl beizeiten lernen, wie man den Leuten das Fell über die Ohren zieht?“

Um die dünnen Lippen von Pinkus spielte ein seltsames Lächeln, und er erwiderte doppel-sinnig: „Ja — wenn der Bauer heut was zu handeln hat, wird er's ja sehen.“ Dann bat er mit seiner vor Ermattung tonlosen Stimme um Obdach für die Nacht. Er wolle es gern auf irgendeine Art vergüten.

Der Bauer war sogleich bereit. „In der Knechts-kammer steht ein leerer Schragen — da können von Ihrer Art vier drin liegen. Da gehn Sie man hinein für die Nacht mit dem schwarzen Prinzen und ein paar ordentlichen Pferddecken. Unser Gespann ist nicht judenscheu. Und nun kommen Sie man und trinken Sie Kaffee.“ Er ging ihnen voraus in die Stube, wo die Bauerfrau an dem großen Eßtisch saß und die beiden gelassen, aber nicht unfreundlich begrüßte, ohne aufzustehen.

„Grad zum heiligen Abend müssen Sie einschneien,“ sagte sie. „Das ist Ihnen wohl recht unangenehm — dann ist doch am liebsten jeder zu Haus.“ Sie war beschäftigt, Papierblumen und versilberte Nüsse mit Fäden zu versehen für den Weihnachtsbaum, der schon in der Zimmerecke stand.

„Herr Pinkus braucht sich ja daran nicht zu kehren,“ erinnerte der Bauer mit seiner polternden Stimme. „Da — nehmen Sie Platz; der kleine Handelsmann kann hierher kommen.“

„Er ist noch jung — erst zehn,“ sagte Pinkus würdig und hob seinen Knaben auf den ihm selbst zgedachten Stuhl. Dann nahm er bescheiden nahe der Tür auf der Bank Platz und sah durch die Scheiben in das Wetter. Immer in derselben Weise wirbelte der Schnee. Es war klar, daß heute ein Rückkehren nicht mehr denkbar war — und er sank sitzend ganz in sich zusammen vor Erschöpfung. Die Dienstleute kamen mit schweren Schritten herein — zwei Knechte, ein Junge und ein Mädchen — und reihten sich um den Tisch, indem sie den Stuhl neben dem Kleinen freiließen.

„Na aber — nu man immer ran an den Tisch! Was sitzen Sie da bei der Tür?“ schalt der Bauer wohlwollend. „Brot ist genug abgeschnitten, und hier steht das Schmalz. Das lustige Leben mit Stollen und Plattkuchen geht nämlich erst heut abend an.“

Der Jude, der gern so wenig wie möglich in diesem Hause in Anspruch genommen hätte, fühlte ein unabweisbares Verlangen nach einem warmen Getränk und setzte sich neben seinen Jungen, der schon eine Tasse leerte und über ihren Rand hinweg seine glänzenden Augen auf den Weihnachtsbaum in der Ecke richtete.

Die Schüssel mit dem Schweineschmalz schob

Pinkus höflich dankend weiter und tauchte das Brot unbestrichen in den Kaffee, indem er Moritzchen ein Zeichen gab, es ebenso zu machen.

„Ach so — das Schmalz; das ist wohl solch 'ne Sache,“ sagte die Bäuerin stutzig.

„Nehmen Sie es nicht übel, aber ich möchte nicht gern trefe Speisen genießen. Es geht sehr gut ohne — und wir sind Ihnen sehr dankbar.“

Der Bauer lachte. „Aber der junge Herr Pinkus — ob der auch so denkt?“ Er schob ihm eine bestrichene Scheibe zu. Der Hausierer aber zog des Knaben sich ausstreckende Hand hastig zurück.

„Er weiß es noch nicht selbst, aber er ist ein gehorsames Kind; er ißt das Brot auch lieber trocken. Sonst ist er aber recht gescheit. Er ist mein einziger.“

Die Tischrunde belustigte das. Nur die Bauerfrau nicht und das Mädchen, das zuerst seine Angst gesehen hatte. Es schob ihm die Kaffeekanne zu und sah die Frau fragend an, ob sie nicht doch den Auftrag erhalten werde, zugunsten der beiden Fremden den Feststollen anzuschneiden. Doch eine solche Anordnung blieb aus. Die Bäuerin war eine sparsame Frau, und was hatte im Grunde der Weihnachtskuchen mit Israel zu tun? Man tat schon, was Christenpflicht war, indem man die beiden herbergte.

Der Bauer meinte das offenbar auch und fand sogar, daß sich Pinkus und Sohn für alles dieses

als Entgelt auch ein bißchen Spaß gefallen lassen könnten. Denn in der dunkelsten Winterzeit ist auf dem Lande Abwechslung rar. Er begann an die beiden Fragen zu richten, in denen wenig verhüllte Hänselei lag. Dabei gingen seine kleinen, grauen Augen jedesmal beifallsfordernd zu dem Gesinde, das ihn mit fröhlichem Schmunzeln lohnte.

Als die Knechte nach einer besonders witzigen Bemerkung des Bauern gerade herauslachten, sagte Pinkus mit zitternder Stimme: „Wer in Polen als Jude aufwächst, wie ich — ist an solche Scherze gewöhnt. Aber die Herren können es beinahe so gut, als hätten sie es da gelernt. Moritz, mein Kind — geh du hinaus jetzt — geh auf dem Gang auf und nieder; die Herren treiben Spaß, den du noch nicht verstehst.“

Der Kleine stand gehorsam auf, aber der Bauer fing ihn im Arm ein. „Was willst du draußen in der Kälte, kleiner Handelsmann? Wir wollen gemütlich miteinander sein — verstehst du denn keinen Spaß? Das wirst du noch lernen müssen, wenn du mit Band und Schürzen gehst. Warum hast du dich auch Pinkus taufen lassen?“

Der Hausierer sprang auf und richtete sich ganz gerade, während er vom Kopf bis zu den Füßen vor Erregung zitterte. „Er wird es nicht zu lernen brauchen!“ stieß er hervor. „Das ist zuviel! Sein Name ist gut genug! Sein Name ist groß und hoch gewesen, als an die Herren noch gar nicht gedacht wurde! Sein Name ist auch mit

auf dem Sinai aufgerufen worden — und wird wieder aufgerufen werden, wenn der Kommende sein Reich einnimmt — wenn die Herren lange vergessen sind!“

„Oho!“ rief der Bauer und schlug auf den Tisch. „Will er da hinaus? Blöde ist der Jude nicht.“

„Wir brauchen uns nicht verspotten zu lassen um unsern Namen — das ist zuviel! Ich dank' Ihnen, meine Herren Wohltäter, aber wir wollen weiter gehn. Jemand sonst im Dorf wird uns gnädig sein für die Nacht.“ Er verbeugte sich hastig gegen den Bauern und seine Frau, die ihn nun fast ärgerlich ansahen, und zog den Jungen mit sich hinaus — von einem unwilligen Gemurmur verfolgt. „Ersticken soll er — der Galgan!“ stieß er draußen mit wutentstelltem Gesicht heraus, schämte sich aber sofort vor seinem Sohne, der ihn erschrocken ansah. „Nein, nein,“ verbesserte er sich fast weinend, „wir fluchen dem nicht, der uns Brot gegeben hat! Möge der Einige ihn segnen — ihn und sein Haus. Aber wir betreten es nicht wieder.“

Er nahm rasch auf dem Gang den fast leeren Tragkorb auf den Rücken, und sie traten wieder in das Unwetter hinaus.

Es dämmerte schon. Der Schneesturm fegte um die Gebäude und überfiel sie urplötzlich an den Ecken und drohte, sie umzuwerfen. Ein Wirtshaus hatte der Ort nicht. Pinkus dachte nach, wohin sich wenden; die Gehöfte alle waren ihm gleich

vertraut und gleich fremd, und in jedem stand ein Weihnachtsbaum geschmückt, der nun bald angezündet werden sollte. Das nächste Haus war die Schule. Er kannte die Familie nur wenig. Sie waren schlechte Kunden für ihn, denn den häuslichen Bedarf beim Hausierer zu decken — dazu hatten sie es nicht.

Doch ihm war, als werde ein Lehrerhaus auf jene verirrte Art am frömmsten Weihnacht feiern — und als würden dort, wo man am frömmsten Weihnacht feiert, auch Leute Israels in der Not am besten aufgehoben sein. Sie fanden dann gewiß einen Winkel, in den sie sich zurückziehen konnten.

Ohne Zögern wandte er sich diesem Hause zu. Die Fensterläden waren geschlossen — auf der einen Seite des Hauses drang durch ihre herzförmigen Ausschnitte Lampenlicht. Er drückte die Haustür auf, und ein Windstoß drang mit ihnen hinein und warf eine Ladung Schnee auf die Steinfliesen des Flures. „Der Weihnachtsmann!“ schrie eine Kinderstimme voll Angst und Jubel, und eilige, kurze Tritte verhallten hinter einer ins Schloß geworfenen Thür. Die wenigen Minuten vom Bauernhof bis hierher hatten beide aufs neue mit einer Schicht Schnee belegt und seinen Bart weiß gemacht. Hier erst konnten sie den Schnee abschütteln.

Eine einfache, schöne, dunkelhaarige Frau kam aus der Stube, und hinter ihrem Rock sahen zwei Kinderköpfe hervor.

„Geben Sie uns Obdach bis morgen, Frau

Lehrer. Gott wird es Ihnen lohnen — wir können nicht mehr nach Hause. Sie werden mich soviel kennen, daß ich ein ehrlicher Handelsmann bin und kein Schnorrer. Ich bin zufrieden mit einem Stuhl — und wenn Sie für mein Kind eine alte Decke haben! Der Einige wird Sie versiegeln mit einem guten neuen Jahr.“

Die Lehrerin überwand den natürlichen leisen Schreck, den ihr zu dieser Stunde der Eintritt zweier ungebetener und noch obenein so wesensfremder Gäste bereiten mußte, mit Anmut und gab dem Jungen freundlich die Hand. „Aber natürlich — das ist ja einfach Christenpflicht,“ sagte sie ohne Arg.

„Der alte Meyer Pinkus tät' es auch, wenn er so gebeten würde,“ sagte der Hausierer, in dessen Stimme die besiegte Aufregung noch zitterte.

„Das glaube ich Ihnen. Wohl dem, der's kann! Wir machen für Sie beide ein gutes Plätzchen ausfindig. Legen Sie Ihren Mantel ab — Kleiner, du auch. Der Korb kann hier in der Ecke stehn. Rudi — Elisabeth hilft dem kleinen Jungen.“ Diese Aufforderung richtete sie an zwei größere Kinder, die ebenfalls aus der Stube gekommen waren und die Gäste ohne besondere Freude betrachteten. „Gerade zum heiligen Abend,“ maulte der ältere halblaut, und Elisabeth wisperte: „O weh — der alte Bandpinkus! Auch gerade nun!“ Ein strenger Blick der Mutter setzte sie jedoch in Bewegung. „Siehst du nicht, daß er mit

seiner Mühe nicht zu bleiben weiß?“ Sie selbst machte Platz am Wandriegel, indem sie nach einem verstohlenen Blick auf den fleckigen Rock des Hausierers die Mäntel der Ihren gar weiter forthängte, als nötig zu sein schien.

„Er wird nasse Strümpfe haben — bringt den Kleinen in eure Schlafftube und gibt ihm trockene. — Treten Sie ein, Herr Pinkus, mein Mann wird Ihnen gewiß aushelfen.“ Sie führte ihn hinein, aber ging gleich wieder.

Drinne erhob sich ein schlanker, mitteljähriger Mann mit Brille und spärlichem blonden Haar von einem Schemel, worauf er kleine Pakete verschürrt hatte. Er trat, den Kopf etwas vorgebeugt, dem Hausierer entgegen und streckte ihm so warm und freundlich, ja ehrerbietig die Hand hin, daß dieser nicht wußte, wie ihm geschah. Meyer Pinkus glaubte, Menschen zu kennen, aber diese Sorte war ihm neu.

„Sie sollen uns herzlich willkommen sein, Herr Pinkus. Setzen Sie sich hier. Wenn es Ihnen genehm ist, mit uns den heiligen Abend zu feiern, ist es uns doppelt lieb.“

Während der Hausierer eine vor Verblüffung leise und unsichere Antwort gab, gingen draußen schmollende, bettelnde Stimmen: „Darum ist aber doch heilig Abend, Mutter? — Darum ist aber doch gerade so Weihnacht wie sonst?“ „Natürlich — gerade so,“ antwortete die Hausfrau gedämpft und

beschwichtigend. „Nehmt aber euern Besuch auf, wie sich's gehört.“

Bart und rücksichtsvoll drängte der Hausherr seinem Gast ein Paar mächtige Filzschuhe auf und trug die durchweichten Stiefel eigenhändig an den Ofen, obwohl Pinkus das nicht zugeben wollte. Sie halgten sich fast darum. Dem Gaste kam das alles so seltsam vor wie lange nichts. Mit solcher Hochachtung war er noch niemals behandelt worden.

Er saß nun zusammengesunken und vor Erschöpfung stumm im weiten, wachstuchbezogenen Lehnstuhl nahe am Ofen und sah voll Staunen dem Lehrer zu, der sein Werk fortsetzte, und dessen Gesicht dabei wie von innen durchsonnt erschien. Er wußte ganz gewiß, daß auch sein Junge hier gut aufgehoben war, wenn er das Wie auch nicht sah. Erlöst und daheim fühlte er sich hier, und ehe er sich's versah, schlossen sich seine Augen, und der Kopf sank ihm in tiefem Schlaf auf die Brust.

In dem Flur legte die Hausfrau indessen die Arme um ihre beiden Ältesten und redete ihnen flüsternd ins Gewissen, wie sie den kleinen Juden als Gast ehren, gut unterhalten, beim Spielen bevorzugen, und wie sie bedenken sollten, daß er weder Weihnacht noch Mutter habe. Dann ging sie, um auch für ihn das Schüsselchen mit süßem Futter herzurichten, das ihre Kinder als Grundlage der Bescherung erhielten.

Auf diese wirkten die Beweisgründe der Mutter

so stark, daß sie beschämt die Köpfe hängen ließen und fortan ernstlich trachteten, ihn zu erfreuen. Sie faßten ihn bei den Händen und führten ihn in die Schulstube, wo ein schmaler, hoher Holzkorb stand, der leer war. Dort setzten sie ihn hinein und schoben ihn, seinen Widerspruch als Bescheidenheit übertäubend, unter ihres Vaters Schreibtisch. Er konnte sich nun gar nicht rühren und auf keine Weise herauskommen, es sei denn, daß er sich einen so starken Ruck gab, daß der Korb umkippte. Aber auch dazu bot der Ort nicht genügend Platz. Alle vier Kinder standen davor und beobachteten ihn gütig. Er empfand undeutlich, daß es eine hohe Ehre und Freude war, die er genoß, und mochte deshalb keine Klage anstimmen. So hochte er in gleicher Enge wie einige Stunden vorher, und seine schwarzen Augen glänzten ängstlich unter dem niederen Dach hervor. „Hast du genug?“ fragte Elsbeth nach einiger Zeit. „Sollen wir dich nun wieder herausziehen?“

Er erklärte sich gesättigt, und sie suchten nach andern Genüssen für ihn und für sich. Aus der Weihnachtsstube waren sie verbannt. Vater und Mutter hatten sich schon dorthin zurückgezogen zu unergründlichem Tun und sogar das Schlüsselloch von innen mit Watte verstopft. Sie liefen an die Fenster, deren Läden hier nicht geschlossen waren, drückten ihre Gesichter an die Scheiben und starrten mit der ganzen Wonne des Geborgenseins in den Graus. Mit feinem Trommeln warf der Wind

noch ganze Ladungen von Schneeförnern gegen das Glas.

Nun verkürzten sie sich die Geduldprobe durch Turnen an den Geräten, die es im Schulzimmer gab, und erfüllten dabei den Raum mit beträchtlichem Freudengeschrei. Rudi zog sich mit den Händen an schrägen Stangen in die Höhe, Fritz hing am Trapez, das Kleinste versuchte, auf alltägliche Art eine Leiter zu erklimmen, und Elsbeth sauste an den Ringen durch die Luft.

Stumm vor Verwunderung stand Morizchen. Als der Ältesten Blick beim Schwingen jedoch auf ihn fiel, machte sie plötzlich ein nachdenkliches Gesicht, sprang ab, daß die Eisenreifen aneinander klrirten, und sagte mit schmeichelnder Stimme: „Willst du nicht auch turnen, Moriz? Turne doch auch.“ Und ehe er sich dessen versah, hob sie ihn hinan. Er klammerte sich fest und hing mit ängstlicher Miene droben. Sie aber setzte ihn in sanfte Schwingungen. „Ist das nicht schön?“ fragte sie wohlwollend. „Das geht doch fein!“

Morizchen wäre gern unten gewesen, um seine Wohltäterin jedoch nicht zu verletzen, unterdrückte er diesen Wunsch, bis er sich wirklich nicht mehr halten konnte. Sie nahm ihn dann herab. Und nun kam Rudi herbei, und der ernste Wille, dem kleinen Judenjungen Gutes zu erweisen, lag in seinen Mienen. Er führte ihn zu der schrägen Leiter, zeigte ihm, wie er sich durch Seitenschwingung aufwärts bewegen müsse, und hob ihn hinan.

Wieder hing Moritz oben und fürchtete sich. Nach kurzem Pendeln fiel er auch schon auf die Füße.

„Du hättest gern länger dürfen,“ sagte der Sohn des Hauses höflich. „Wir haben ja noch die andern Geräte. Willst du noch einmal?“

Doch schon ließ der siebenjährige Blondkopf das niedrig gestellte Trapez im Stich, an dem er sich vergnügt hatte, und rief mit engelgleichem Gesichtsausdruck: „Willst du hier mal hängen?“ Und Elisabeths starke Arme hoben den Gast zu dem Handgriff empor.

In dieser Stunde, wo drinnen das selige Geheimnis bereitet wurde, übertraf die Menschenliebe der Lehrerkinder sich selbst. Es war kaum etwas, womit sie Moritzchen nicht gern erfreut hätten. Er war schon ganz bleich und erschöpft, aber sobald er an einem Gerät erlahmte, wurde er liebevoll zu einem andern geführt und hinan gehoben.

Endlich hörten sie hinter der Paradiesestür Schritte. Sie wurde einen Spalt breit aufgetan — der Mutter halbes Gesicht erschien — und ein heller Lichterschein fiel mit heraus. Die Kinder sprangen von den Geräten und standen in lautlosem Schweigen und wußten nicht, daß sie in Kinderweise das Höchste sahen, was Menschen auf Erden zu sehen bekommen: einen Schimmer der ewigen Herrlichkeit als durch einen Spalt hereinfallend, durch den man doch nicht hineinblicken kann — und das halbverhüllte Angesicht der ewigen

Liebe! Die Mutter wollte aber nur sehen, ob alle bereit seien, und schloß wieder die Thür.

Auf Umwegen ging sie zu dem alten Meyer Pinkus, der schlummernd und zusammengefallen in des Hausherrn Lehnstuhl hing. Sie zauderte, ob sie ihn wecken solle, doch es schien ihr nicht recht zu sein, wenn sie des Juden Söhnchen mit ihren Kindern zur Weihnachtsfeier holte, ohne es ihn wissen zu lassen.

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, und er fuhr mit einem röchelnden Laut auf und starrte sie aus seinen noch immer roten Augen verständnislos an. Als er begriff, stand er aber höflich auf. „Nehmen Sie es nicht übel, werthe Frau. Aber die Verführung ist zu groß für meinen Kleinen. Hab ich ihn doch mitgenommen, daß er daheim nicht von Weihnacht hört — und nu soll er hier es mit ansehen?“

In der Thür aber erschien das blasser Gesicht Moritzchens, und seine mächtigen Augen flehten und bettelten. Tränen hingen in seinen Wimpern. „Es würde auch unsern Kindern die Freude stören, wenn ein Kind im Hause nicht teilnähme,“ sagte die Hausfrau.

Der Alte wandte sich ab. „Es kann ein jüdisch Kind abwendig machen,“ sagte er leise.

„Meine Kinder würden traurig sein —“

„Traurig sollen die Kinder unsrer Wohltäter nicht sein um uns,“ rief er. „Dann gehn wir

mit — aber geben Sie uns einen Stuhl in einer Ecke, damit wir still dort bleiben.“

Sie war's zufrieden und lief vergnügt wie ein Kind hinaus.

„Moriſche, mein Gold,“ vermahnnte er seinen Jungen rasch. „Daß dein Herz nicht lecker werden nach ihren Festen — es ist Gözenopfer. Der Einige wolle dir die Augen halten, daß du nichts Verderbliches siehst. Du bist mein einziges Raddisch. Komm denn, mein Leben.“ Und er gedachte mit Seufzen, daß es wohl nicht so gefährlich gewesen wäre, in dem andern Hause die Weihnachtsfeier mit zu erleben.

Der feine Silberton einer Klingel erscholl — der Jude und sein Sohn wußten, daß sie sich nun den Kindern anschließen mußten. In dem Flur standen diese hochatmend und still. Rudi als der älteste ging zur Thür — nicht stürmisch, sondern feierlich — und öffnete sie. Ein Meer von Kerzenschein strömte ihnen entgegen, daß sie davor zurückprallten, und veranlaßte sie, einen Augenblick zu zögern. Dann feierten im Abbilde die Lehrerkinder ihren Eintritt in den Himmelsaal: lauter Licht — lauter Wonne — die lächelnden Gesichter von Vater und Mutter neben dem Baum — und Liebe über Bitten und Verstehen.

Ihre Augen öffneten sich unnatürlich groß, und alle Wachskerzen spiegelten sich darin — in jedem einzelnen Auge war ein kleiner Weihnachtsbaum. Die Wangen glühten, und der Atem ging

rasch, weil die Seligkeit die Brust zu sprengen drohte. Sie lachten nicht, sie sprachen nicht — sie standen tiefernst im Übermaß des Entzückens.

Nach Minuten erst löste sich der Zauber, und die Kinder umwandelten den Baum, ihn von allen Seiten zu betrachten — ein Arm von Vater oder Mutter legte sich ihnen dabei um den Nacken, eine kleine Hand wurde dabei von der elterlichen eingefangen.

Meyer Pinkus hatte sogleich einen Platz in der Ecke erpäßt, setzte sich und zog seinen Sohn zwischen seine Knie. „Wir werden viel mehr Lichte aufstecken zum Chanuka, wenn wir daheim sind,“ raunte er ihm zu. Moritzchen wunderte sich, daß die Kinder noch immer keinen Blick nach dem mit Geschenken belegten Tisch warfen, den er schon lange entdeckt hatte.

Der Lehrer stimmte an: „Stille Nacht — heilige Nacht,“ und eine Oktave höher fielen die Stimmen der vier Kinder und der Mutter ein. „Blinde Nacht —“ flüsterte Pinkus.

Nun setzte sich der Lehrer und Rudi trat vor ihn hin und begann die Geschichte von der Geburt des Heilandes zu erzählen. Als er ein Stückchen gesprochen, fuhr Elisabeth fort, dann Fritz, und zuletzt stammelte das Allerkleinste die Engelsworte: „Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude.“

Pinkus hatte hierbei mit geschlossenen Augen geseffen und den Kopf seines Knaben fest an sich

gedrückt, so daß dessen Ohren bedeckt waren. Jedoch der Junge konnte noch sehen und der Vater hören, und beiden gemeinsam ging der Eindruck von einer wunderselttsamen Freudenquelle auf, die für die Lehrerfamilie in lauterem Strom rieselte.

Der Hausierer schlug plötzlich die Augen auf und raunte einen hebräischen Spruch. Aber Moritz hatte auch mehr gehört, als er sollte. „Was ist das vom Stern aus Jakob — und Fürst aus Juda — und von Bethlehem Ephrata? Das klingt wie bei uns.“

„Bist du meschugge? Das ist etwas ganz andres — hör nicht danach hin. Sag' ich dir das Gesez nicht jeden Sabbat?“

„Das ist aber streng — darüber freut man sich nicht,“ murmelte Moritzchen.

„Red nicht so hoch, Moritzche. Sie hören dich. Können wir uns nicht freuen, wenn wir hören das Gesez, das gegeben ist allein den Auserwählten?“

Erst die Mutter mußte jetzt die Kinder an den Geschenktisch holen, und auch hier schien sie etwas zu blenden, so daß sie nicht gleichzeitig alles mit dem Blick zu umfassen wagten. Einzelnen nahmen sie die Gegenstände in Besitz, jeden mit einem Wonneausbruch begrüßend. Moritz reckte sich und überschlug den Wert der Sachen und teilte seine Beobachtungen dem Vater flüsternd mit, und dieser freute sich über seine sichere Warenkenntnis.

Der Lehrer kam auf Pinkus zu und gab ihm die Hand, wobei seine Augen wunderbar freundlich

durch die Brillengläser leuchteten. „Dort haben wir auch für Ihren Kleinen ein Plätzchen hergerichtet — darf er kommen?“

„Lassen Sie mein Kind nur — ich werde ihm etwas schenken, wenn wir werden zu Hause sein,“ sagte der Jude hastig. „Hörst du, Moritzche? Daheim werde ich dir auch etwas schenken.“

Jedoch der Junge hat und bekam seinen Willen. Er wurde an den Tisch geführt, fand das Schüsselchen und daneben einen Gummiball, ein kleines Messer und ein farbiges Bild: Rebekka am Brunnen.

„Die schöne Geschichte ist uns ebenso lieb und wert wie Ihnen,“ sagte der Lehrer herzlich zum Vater, der mit herangetreten war.

Moritz, dessen frühreife Züge das Kinderspielzeug zum Lächeln verzogen hatte, betrachtete das biblische Bild neugierig.

„Das hast du doch schon gesehen?“

„Wir sollen uns kein Bild noch Gleichnis machen,“ antwortete Pinkus gedrückt an seines Sohnes Statt. „Er hat keine Bilder zu Hause, aber ich werde es ihm in Verwahrung nehmen.“ Er legte es sofort in seine Briefftasche und reichte dem Kleinen zum Entgelt einen Apfel aus seiner Schüssel, wonach er ihn mit sich in den Winkel zurückzog. Während Moritz schmauste, konnte der Alte nicht lassen, das Bild der Freude anzustaunen, das sich um Baum und Tisch breitete.

Hier blickte er in eine Welt, die ihm durchaus fremd war. Kinder schienen ihm die Großen wie

die Kleinen zu sein — und zu dem allmächtigen Gott, dem Heiligen und Gerechten, sagten sie Vater, und zutraulich und froh redeten sie zu ihm und von ihm! Die Eltern sprachen mit Knaben und Mädchen, als seien sie dem Einigen gegenüber ihre Geschwister, und das „Jesuskind“, das so viel genannt wurde, ihrer aller Bruder. Meyer Pinkus erschrak in seiner Seele über diese Vermessenheit. Er hatte sich immer alt gefühlt und immer nur einen Knecht Jehovas, und nicht einmal seinen Knaben hatte er ein rechtes Kind sein lassen. Früh hatte er ihn an den Sorgen seines Geschäfts, seines Glaubens und seines Volkes teilnehmen lassen und ihn mit dem Gesetz geschreckt, wenn es not tat.

Erstaunt fragte er sich, haben nicht auch sie ihre Last? Der Hausherr trug sein etwas abgeschabtes Gewand sicherlich mit Recht, das er — Pinkus — aus Heuchelei trug, um auch damit zu beweisen, daß er die Ware gewiß nicht billiger lassen könne. Gehen denn diese Leute auf Rosenwolken? Wie anders sie sind!

Der Lehrer trat wieder heran, halb verlegen, als möchte er gern des Kleinen Herz noch mehr erfreuen und wisse nicht wie. Er legte ihm die Hand auf das krause Haar. Unwillkürlich zog Pinkus seinen Sohn aber näher zu sich heran.

„Er ist mein einziges Kind. Seine Mutter — mit der der Friede sei — hat er nicht mehr. Gestern war die zwölfte Fahrzeit, daß ich mit ihr

unter dem Trauhimmel stand. Verzeihen Sie dem fremden Juden, daß er hier daran denkt."

Als der Lehrer wieder den Rücken gewandt hatte, tuschelte aber Pinkus seinem Jungen ins Ohr: „Morizche, du mußt den Kindern auch etwas schenken.“

„Ich habe doch nichts,“ gab der zur Antwort.

„Kannst du doch geben Ziegenhaar zur Stiftshütte, wo die andern Gold und Silber geben? Ich werde dir etwas holen, daß sie den guten Willen sehen.“ Er schlich mühselig und zitterig auf den Flur hinaus, wo in der Ecke sein Tragkorb Platz gefunden hatte, und wählte zwischen den Kleinigkeiten, die der Knecht aus dem Schnee gesammelt hatte, Knöpfe und Zopfbänder aus. Diese legte Moriz auf die Plätze der Kinder und zog sich dann scheu und freudig erregt zurück.

Sie machten ein großes Wesen davon. Besonders die Eltern waren voll Anerkennung und Bewunderung, und Moriz war so glücklich, daß Pinkus fühlte, er habe die Gefahr dieses Abends durch seinen Einfall sehr verschlimmert.

Deshalb stand er auf, sobald die Lichter ausgeblasen waren und die Kinder zu spielen begannen, und bat, seinen Kleinen zur Ruhe bringen zu dürfen nach all der Mühsal des Tages. Dabei fühlte er, daß er selbst bebte und fror und nicht sicher ausbrechen konnte.

Die Lehrersfrau nötigte beiden noch einen Anteil an dem Tee und den Butterbrotten auf, die

sie bereitgestellt hatte; dann ging sie mit und zeigte ihm die Ruhestatt. Es war eine kleine Kammer auf dem Boden mit dem einzigen Gastbett des Hauses. Neben dieses war der große Lehnstuhl des Hausherrn gestellt. Mehrere Decken lagen darin, und der Ofen war geheizt. Sie schlug das Deckbett zurück und sagte mit leise bedauerndem Blick auf die schimmernde Wäsche: „Soll ich dem Kleinen ein frisches Hemd geben vom Rudolf? Ich seh es Ihnen an, daß Sie den Stuhl bekommen werden.“

„Ich danke sehr — ich danke. Es werden erst vierzehn Tage, daß er die Wäsche gewechselt hat, Frau Lehrer. Sie haben sich einen Lohn von Gott verdient.“

Als sie hinaus war, half Pinkus mit fliegenden Händen seinem Söhnchen in die Federn. „Fürcht dich nicht Moritzche, mein Gold — wir werden leben.“ Und er fiel in den großen Stuhl.

„Ich fürcht mich hier nicht ein bißchen,“ erwiderte der Knabe fast trotzig. Dann setzte er nachdenklich hinzu: „Was meinst du — wirst du die Waren aus dem Schnee verkaufen können, wenn sie naß geworden sind?“

„Denk jetzt nicht an die Waren — das Raddisch ist wichtiger. Und sprich jetzt dein Abendgebet.“

Der Junge gehorchte. „Im Namen des Gottes Israels stehe zu meiner Rechten Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Raphael und zu meinen Häupten die Schechina Gottes! —

Dann kann ich aber nicht schlafen," setzte er nach einer Pause hinzu. „Warum kann ich nicht etwas andres beten, etwas Freundliches — von großer Freude?“

„Was sagst du?“ rief er in sonderbarer Aufregung. „Schlaf noch nicht, Morizche — schlaf noch nicht! Soll ich leben und gesund sein — haben sie deine Ohren betört? Au wehe — wenn ich mich Schiwe setzen müßte, mein einziges Kind zu betrauern — wenn ich und deine Mutter, mit der der Friede sei, den einzigen verlieren müßten, der das Kaddisch für uns spricht! Hast du das gemeint? Dann, Morizche — schlaf noch nicht — schlaf noch nicht. Dann wollte ich lieber mich Schiwe setzen um ein totes Kind.

„Wenn wir nach Hause kommen, sollst du dir selbst wünschen, was ich dir schenken soll, und du sollst deinen eignen Leuchter haben mit vier Lichtern und sollst ihn selbst anzünden. Wovon reden sie immer? Von einem Kind, Morizche — von einem kleinen Kind! Wie lächerlich! Wir werden dann die großen Helden feiern und den großen Tempel und den großen Adonai Zebaoth. Schlaf noch nicht ein, Morizche —

„Und wenn wir in den Laubhütten sitzen werden im Herbst, werden es die Laubhütten sein, die vor viertausend Jahren in der arabischen Wüste gebaut wurden. Die Welt sieht auf unser Volk und unsre Väter mehr als je, und die Heiden von Assur müssen in diesen unsern Tagen aufstehn und

Zeugnis ablegen für uns. „Denn auch die Steine in der Mauer werden schreien, und die Balken im Gesperre werden ihnen antworten,“ spricht der Prophet. Sagt mir doch immer der Rabbiner davon, was gefunden wird auf Tontafeln und auf Felsen — nämlich, daß unsre Tachomin die Wahrheit gesprochen haben. — Schläfst du, Morizche?“

„Noch nicht, aber ich bin sehr müde. Sagen denn unsre Tachomin es nicht, was du so gern wissen willst — weshalb du hier allein umhergehen mußt auf den Dörfern und handeln?“

Meyer Pinkus schwieg wieder wie im Schreck. Dann erwiderte er langsam: „Nein — das ist es eben, worüber du nachdenken sollst, wenn du wirst groß sein. — Und — meinetwegen schlaf jetzt.“

Er streifte jetzt die Gebetsriemen über die Stirn und den linken Unterarm und begann wieder stehend sein Abendgebet zu murmeln. Doch seine Füße versagten plötzlich. Er fiel in den Lehnstuhl zurück und zog nur noch die Decken zurecht, daß sie ihn einhüllten. Dabei schlugen seine Zähne hörbar aufeinander, und er fand nicht mehr die Kraft, die Riemen abzunehmen. „Wie machst du das Klappern?“ fragte Morizchen schlaftrunken und äugte ihn aus den Rissen noch einmal verwundert an. Dann war er in Schlummer gesunken.

Mitten in der Nacht erwachte er davon, daß ihn der Vater hart anredete. Er saß weit vorgebeugt im Lehnstuhl und sprach mit beiden

Händen durch die Luft greifend und mit schwerer Zunge auf ihn ein, und was er sprach, konnte Moriz nicht recht verstehen; doch die Umrisse seiner Gestalt konnte er in dem fahlen Schein, den der Schnee und der halbe Mond durch das unverhängte Fenster warfen, deutlich erkennen. Er sah auch, daß noch der Gebetsriemen mit der Kapsel um seine Stirn lag, als sei er dort vergessen — und erschrak sehr, denn es sah fast unheimlich aus.

So hatte er ihn noch nie gesehen und gehört. Der Vater sagte ihm vom Kaddisch, um das er ihn nicht betrügen solle, und dann gleich wieder vom Leuchter zum Chanuka. Es war, als spräche er heftige Bewünschungen aus gegen Leute, die seinen Vater am Bart gerauft, und dann fragte er sorgsam, ob Morizchen auch ganz warm liege, und flehte eine dritte Person an, die nicht im Zimmer war, für Morizchen vor des Einigen Thron zu bitten; er nannte sie Chane, sein Weib. Er schalt ihn heftig, daß er Götzenopfer gegessen habe, und seine Hände bewegten sich dicht vor des Kleinen Antlitz.

Dieser fürchtete sich sehr. Es sah seinem Vater so ungleich wie möglich, daß er ihn aus dem Schlafe weckte, ihn zu schelten.

„Vater — Vaterleben, bist du krank? Goldner lieber Vater,“ sagte Morizchen ängstlich. „Was hast du? Soll ich Licht machen?“ Doch die aufgeregten Hände drückten ihn in die Kissen zurück, und der Alte saß danach eine Weile

ganz matt in sich zusammengesunken und atmete sehr leise.

Blöcklich fuhr er auf und sah sich, den Kopf wendend, rings im Zimmer um, und dabei schien es erst in sein Bewußtsein einzugehen, wo er war. Er keuchte wie in großer, jäher Angst. „Wir müssen weg von hier — hier können wir nicht bleiben, Morizche, mein Gold. Steh auf! Schneit es noch? Laß es schneien — es ist einerlei, wir gehn leise aus dem Hause. Rasch — mach dich fertig.“ Er stellte sich selbst auf die Füße, aber fiel kraftlos in den Stuhl zurück, und sein Kopf hing nieder.

Da sprang Moriz aus dem Bett und lief im Hemd, wie er war, die Treppe hinab nach Hilfe. Gleich auf der obersten Stufe fing er schon an zu wimmern. Denn er wußte nicht, wo der Lehrer und seine Frau schliefen; sie sollten ihn hören und ihm schon entgegenkommen.

Er hatte richtig gerechnet. Eine Thür tat sich auf, und ein Kopf schaute heraus. Und einige Minuten später liefen die beiden ihm nach zur Kammer.

„Es ist hohes Fieber — und zugleich große Herzschwäche,“ sagte die kundige Lehrersfrau, nachdem sie den Kopf und den Puls befühlt hatte, und sah ernsthaft auf ihren Gatten. „Ich mache starken Kaffee und hole gleich Wein.“

Damit war sie wieder fort. Der Lehrer versuchte, den Alten zu entkleiden und ihn ins Bett

zu bringen, während sich Moritzchen leise winselnd anzog.

Jedoch Pinkus wehrte mit einer matten Bewegung ab. Es strengte ihn zu sehr an — er wollte lieber noch etwas sagen, aber konnte auch das beinahe nicht. Der Lehrer wagte nicht, ihm den Riemen von der Stirn zu nehmen, in die er schon einen roten Streifen gedrückt hatte; er dachte, es sei vielleicht eine jüdische Sitte, ihn zum Sterben zu tragen. Aber er holte leise den Kleinen in seiner halb angezogenen Weste herbei und schob ihn an den Vater heran, während er selbst die Hand um Moritzchens Arm legte. Das tat er, damit Pinkus empfinde, daß sein Junge auch später vielleicht eine väterliche Hand spüren werde, und gelobte sich's, daß er dies Zeichen, wenn es sein müsse, wahrmachen wolle.

Der Hausierer sah es und nickte. „Aber nicht — daß ich mein Kaddisch verlier' —“ flüsterte er.

Ihr Sohn soll das Beten nicht verlernen — und seine Eltern nicht vergessen, war des Lehrers Antwort. Da fing Moritz an laut zu weinen.

„Er hat zu leben! Nur — lernen soll er — lernen von unserm Volk — und all den Zeugen. Und mir dann sagen — warum — warum dies alles so ist —“

„Warum unsre Leut' jetzt hier in der Fremde

gehn und handeln?“ half der Junge ihm schluchzend ein. „Meinst du das?“

„Ja — dem denk nach.“

Diese in unendlicher Mattheit geformten Worte blieben die letzten, die der alte Meyer Pinkus zu seinem Sohne sprach.





Jochim, der Hintersinnige!

Auf der Hochzeit des Schulzensohnes amtierten zwölf Trauführerpaare aus der Bauernjugend und bildeten einen prächtigen Zug, als nach dem Mittagsmahl unter Vorantritte eines Ziehharmonika-spielers ein Spaziergang in den Spätsommertag hinaus unternommen wurde. Es war der Vorschlag gemacht worden, nach dem Häuschen an der Chaussee zu ziehen und von der Frau des alten Steinklopfers sich die Zukunft enthüllen zu lassen. Nur der lange, hellhaarige Jochim Frieße, dem stets das langsame, grüblerische Nachdenken aus den Augen sah, machte Einwendungen; er wurde jedoch mit vielen Neckereien überstimmt.

Es war jedermann bekannt, daß er mit großer Leidenschaft an der Schwester des Bräutigams hing, und daß der Sache auch nichts Wesentliches entgegenstand. Sie sollte jedoch noch nicht öffentlich werden, da man keinen langen Brautstand wollte. Deshalb war Rese einem andern Brautführer zugeteilt worden, und ihm hatte man irgendein gleichgültiges Mädchen gegeben, das nur auf jeden Fall tanzen und lachen wollte. Mehr als einmal

hatte diese schon heimlich mit dem Fuß gestampft, wenn er leer über sie hinweg nach der Geliebten sah, welche sich bei der Trennung wohler zu fühlen schien, als ihn freute. Er verstand es sehr wenig, das öffentliche Geheimnis um des guten Scheines willen noch ein wenig zu hüten. Auf dem Spaziergange berichtete die Gleichgültige neben ihm eine ganze Anzahl von Fällen, in welchen die Prophetin richtig vorhergesagt. Dem Hirtenjungen, der in der Ernte rücklings vom Wagen fiel und die Schulter brach, hatte sie gesagt, er solle sich in acht nehmen, auf Leitern zu klettern. Da hütete er sich vor Steigeleitern, aber dachte nicht an die Leitern des Erntewagens. Dies war erst kürzlich geschehen. Verschiedene andere Fälle waren aber gleichfalls nicht wegzuleugnen.

Sie kamen an die Chaussee, wo das alte Gebäude stand, das — einstmals als Unterkunftschuppen für Waldarbeiter errichtet — schon abgerissen werden sollte, als ein Steinarbeiter bat, es noch für einige Monate beziehen zu dürfen; es ersparte ihm die Errichtung einer Erdhütte. Seine ältliche Frau hatte diese Monate hausierend und wahrhaftig die Gegend durchstreift und viel gesehen und gehört. Ohne Zweifel hatte sie einen Blick für Menschenschicksale. Sie stand schon vor der Thür, schirmte ihre Augen mit der Hand und sah dem Zuge entgegen. Man rief ihr zu, sie solle alle ihre Kunst zusammensuchen und was irgend von Glück im blauen Himmel hänge, auf diese

herrliche Hochzeitsgesellschaft herniederwünschen. Schmunzelnd schlüpfte sie in das Innere zurück und kam alsbald mit dem unbewegten und geheimnisvollen Gesichtsausdruck wieder hervor, der sich für ihr Geschäft ziemte. Sie rückte einen niedrigen Tisch in das Halbdunkel des Einganges, ein Schemelchen davor und nahm Platz, so daß ihr Gesicht beschattet war, während die vor sie hintretenden Wißbegierigen vom hellen Tage beleuchtet wurden. Diese hatten die Wahl, aus einem schmutzigen Kartenspiel oder aus der Hand ihr Schicksal lesen zu lassen.

Die Neuvermählten schoben ihr ein großes Silberstück zu und boten ihre Handflächen dar. Die Alte brachte ihre Augen dicht darüber, so daß man nur ihren grauen Kopf mit den spärlichen Haarsträhnen sah, und wußte nichts als Glück und Segen. Sie war so wenig sparsam damit, wie der junge Themann es mit dem Honorar gewesen, und niemand sah Grund, an ihrem Spruch zu zweifeln. Als sie geendet, sah er sich lächelnd nach dem Langen, Stillen um, der gern sein Schwager werden wollte und diesen Wunsch so wenig zu verbergen verstand; er wußte ihn auch bei dieser Gelegenheit zu necken. Deshalb sagte er zu der Alten, wenn sie dem Langen dahinten etwas von Feuer und Flamme sage, werde es schon stimmen, — er solle auf das Feuer besser acht geben!

Scheinbar entriistet wehrte sie diesen Wink ab und legte zunächst für das erste Trauführerpaar

die Karten. Hier sah sie schon Schwierigkeiten und Gefahren — jedoch alles werde sich glücklich wenden! Wenn jemand vor sie trat, sah sie ihm scharf ins Gesicht und ließ dann den Blick an seiner Gestalt langsam niedergleiten. Einige ihrer Bemerkungen waren so treffend, daß die jungen Leute einander verblüfft ansahen.

Jedesmal klinkerte ein Silberstück in das Kästchen, das sie neben sich hatte. Eine solche Ernte hatte sie noch niemals gehalten; um so mehr Grund hatte sie, dankbar die Andeutung zu benutzen, die der junge Gatte ihr gemacht!

Als Jochim Frieze herantrat, war er der letzte. Er machte über die ganze Weisheit der Alten eine spöttische Bemerkung, die ihm jedoch nicht recht von Herzen kam, und hielt ihr die Rechte hin; die ganze Sache war ihm peinlich. Die Sibylle war gekränkt, bückte sich jedoch rasch und prüfte aufmerksam und lange. Die Lebenslinie sei sehr gut entwickelt, sagte sie endlich halb widerwillig und raunend; — er werde ein gutes Alter erreichen — aber vorher — vorher — — Sie ließ seine Hand wie erschreckt fallen.

„Was vorher?“ rief er betreten. „Dabei kann ich mir nichts denken.“

„Sie müssen sich auch gar keine Gedanken machen. Ist es nicht genug, wenn Sie alt werden?“

„Sie haben noch mehr gesehen. Heraus damit!“

„Sie sind ein nobler junger Herr,“ versetzte sie begütigend.

„Das ist nicht wahr! Was haben Sie noch gesehen?“ Er rückte ihr näher und sprach leise.

Sie wollte aufstehen und scheinbar die Sache auf sich beruhen lassen; er drückte sie jedoch auf ihren Sitz nieder. Einen Schatten blasser war er geworden — aber es schien ihm besser, das Schlimmste zu wissen, als etwas Unheilvolles zu ahnen; Glück und Leben erschienen ihm gerade jetzt in seinem ungesicherten Freiervershältnis als etwas sehr Fragwürdiges. Ein Halbkreis Neugieriger bildete sich hinter ihm; er sah sich jedoch ärgerlich nach ihnen um, und die Wahrsagerin machte eine scheuchende Bewegung, so daß sie ein wenig zurücktraten. Nun schien ein Schaudern die Alte zu durchlaufen, und ihre buschigen Brauen zuckten.

„Dann will ich es Ihnen sagen,“ murmelte sie mit vorgestrecktem Halse. „Ich habe Flammen gesehen — hüten Sie sich vor dem Feuer — daß Sie keinen Brand anrichten.“

Er schlug ein Gelächter auf, brach es aber kurz ab und sah grüblerisch vor sich hin. „Ein Brandstifter sollt' ich werden? Gut wenigstens, daß Sie's nicht laut sagten — mir würde ja keiner mehr über den Weg trauen. Haha.“ Er ließ ein Geldstück in ihren Kasten fallen. „Behalten Sie den Unsinn aber für sich!“

„Was ich gesehen hab', bleibt bei mir. Nie sag' ich einem, was den andern angeht!“

Gezwungen lachend wandte er sich zu den andern und weigerte sich, die auf ihn einstürmenden Fragen zu beantworten. Auf dem Heimwege war er noch stiller als vorher. Wie kam die Alte auf diese sonderbare Warnung — auf etwas so Fernliegendes?! Nichts in der Welt hielt er für unwahrscheinlicher. Aber dergleichen ließ sich doch nicht einfach erdenken! Es mußte etwas daran sein — es war wie mit dem Hütejungen und mit manchen andern! Langsam kroch ihn eine Furcht an. Er schaute nach der Spitze des Zuges zu Kefe, und der Gedanke, daß irgendein Verhängnis sich zwischen ihm und ihr niedersinken könne, trieb ihm Wasser in die Augen.

War er vorher hölzern gewesen, so zeigte er sich jetzt vollends wie geistesabwesend. Seine kleine Partnerin aber konnte vor Tanzbegier gar nicht ruhig neben ihm gehen; dann und wann drehte sie sich hüpfend um sich selbst und sah sich vergeblich nach einem Arm um, der sie schwenkte.

Jochim hatte bisher das Leben sorgloser, gesunder Arbeit geführt, und dabei handelte sich's stets um Dinge, welche für die fünf Sinne greifbar sind. Zum erstenmal kam ihm eine fremde Macht zum Bewußtsein, deren Absicht und Wirkungsweise er nicht überblicken konnte. Sie sah ihn aus düsteren Augen an, und ein geistiges Wesen, dessen Gesinnung er nicht kannte, streckte den Arm nach ihm aus.

Toll schien das — ja, ganz unglaublich! War es möglich, daß in seiner Hand für andere eine Schrift stand, die er selbst nicht lesen konnte?

Wenn sie ihm nach den Augen — nach der Stirn gesehen hätte! Dort mochte ein Rainszeichen sich wohl abprägen. Etwas Ähnliches sollte in der Hand des Brandstifters vorgebildet stehen?!

Der Unfall des Hütejungen war in der ganzen Gegend in frischem Andenken — —

Aber es mußte doch wohl einen Ausweg geben! Man ist doch nicht willenlos! Man tut doch und unterläßt nach Belieben! Schon wenn er nur das Rauchen unterließ — das ihm freilich ganz eingefleischte Rauchen! — fehlte künftig jede Notwendigkeit für ihn, überhaupt ein Streichholz anzuzünden! — Es war ihm, als trüge er einen Sack, den er auf keine Weise abwerfen konnte, auf dem Rücken. —

Die kleine Gleichgültige wurde spöttisch und fragte ihn, ob er etwa ganz und gar hinterfönnig werden wolle.

Als nach dem Abendessen Zigarren angeboten wurden, dankte er. Bei der Lampe besah er in einem unbewachten Augenblick seine Hände. Ausgearbeitet und vielgefurcht waren sie. Diese Linien waren von Erde und Schmutz sogar dunkel nachgezeichnet; die Seife hatte nicht einmal zu diesem Festtage eine gleichmäßige Sauberkeit schaffen können, dazu wäre tagelange Pflege nötig gewesen. Ein schwarzes Herz! Wenn sie auf ein schwarzes

Herz geraten hätte — das hätte er eher glauben können als jenes!

Aber was half das Nichtglauben? Ein Zufall würde unvermutet einmal das Schreckliche herbeiführen — wer kann sich vor dem Zufall schützen? Nein — das Nichtglaubenwollen war kein Rettungsmittel.

Einen Augenblick dachte er, er wolle den Spruch der alten Frau auf der Stelle allen erzählen, damit sie seine Furcht hinweglachten — oder alle ihn bewachen halfen — oder schlimmstenfalls später einmal wußten, daß er ohne Schuld war, wenn es ein Unglück gab; jedoch so oft er den Mund dazu aufstun wollte, schien ihm die Sache zu schwer und ernst für diese ausgelassene Schar.

Unbemerkt schlich er in den dunkeln Obstgarten hinaus, um sich zu beruhigen, denn wegtanzen und wegtrinken konnte er es nicht.

Die Nacht schien es schon zu wissen, und der Wind flüsterte es durch die Zweige des großen Birnbaumes. Brandstifter mußte er werden! Aus der Hecke raunte es, und die Büsche machten nickend einander auf ihn aufmerksam als einen künftigen Verbrecher. Er sprach das schreckliche Wort vor sich hin, und die Gräser schienen sich lauschend aufzurichten und zu erschauern. Alles mißtraute ihm, alles erwartete etwas Schreckliches. In dem breiten Steige ging er auf und ab. Als er nach oben sah, faßten aber die Sterne ihn fest und aufmerksam ins Auge, als hielten sie es noch für

möglich, ihn durch Warnung davor zu bewahren. Das gab ihm ein wenig Trost, und er stand eine ganze Weile still — das Gesicht hinauf gewandt und vom Sternenlicht beschienen, — — bis jemand vom Hause nach ihm rief. Sie brauchten ihn zu einer dreifachen Regelquadrille.

Da schmuggelte er sich durch die Hintertür wieder hinein, ging aber zuerst für einen Augenblick in das stille Zimmer des Großvaters, um sein Fortbleiben zu bemänteln.

Dieser saß friedlich bei der Lampe, hatte in der Zeitung gelesen, „kalenderte“ jetzt ein wenig und hatte ein Neues Testament neben sich, mit dem er den Beschluß zu machen pflegte. Jochim war ebenso unlustig zum Sprechen wie der Alte. Er bat, ob er hier vom Tanzen ein wenig verschmaufen könne und langte nach einem Zeitungsblatt. Darin fiel sein Blick sogleich auf das Wort „Brandstiftung“. Ein Steckbrief war es, der vom Staatsanwalt erlassen wurde: jedem, der wirksame Auskunft über einen genau beschriebenen jungen Mann gab, wurde eine Belohnung versprochen.

Lange stierte er auf diese Zeilen. So würde es vielleicht bald noch einmal in dem Blatt stehen — und dann las man an Stelle des unbekanntenen Namens fettgedruckt: Jochim Frieze! Oder auch — er stellte sich freiwillig! Aber das machte nicht viel Unterschied; aus war dann alles — alles Glück! — Voll Grauen warf er das Blatt über den Tisch.

Noch — noch war es aber nicht so weit — er rieb sich die Stirn — noch verweigerte keine Bauerntochter ihm den Tanz, kein Bauernsohn das „du“ — kein Bauernhaus den Stuhl! Noch war die glückliche Zeit!

Er lief in den Raum, wo getanzt wurde, und tauchte in das Gewühl. Noch konnte er lustig sein!

Eine Zeitlang war er der Unermüdbichste, und selbst seine so lange vernachlässigte kleine Brautjungfer wurde mit ihm zufrieden. Auch Rese, welche den ganzen Tag die Rolle der Kühlen und Stolzen mit beängstigender Naturwahrheit gespielt hatte, war jetzt wieder gut und freundlich. In einem langatmigen Linkswalzer drehte er sich mit ihr, und dabei lag ihr Blick so in seinen Augen, wie in den besten Stunden noch kaum, und als sie still standen, flüsterte sie ihm in einem Gemisch von Schelmerei und Scheu zu — ihre Eltern hätten jetzt nichts mehr dagegen, daß die Hochzeit im Frühjahr sei! In seiner Gemütsverfassung erschütterte ihn das sonderbar — er wurde halb ohnmächtig vor Entsetzen und Glück, und die Leute wußten nicht, was mit ihm war, als er eine Weile keuchend an der Wand lehnte.

Eine Erleichterung war es ihm, als er endlich beim Tagesgrauen auf den väterlichen Hof zurückkehren konnte. Es war hohe Zeit, die Pferde zu füttern, und ohne geruht zu haben, ritt er sein Gespann zu Felde.

Seine Gedanken und Vorstellungen umflogen Rese, aber Freude war das nicht. Es schien ihm, als würde er ein großes Unrecht an ihr tun, wenn er Hochzeit mit ihr machte, solange noch das Verhängnis der Brandstiftung über ihm schwebte. Wo blieb das Glück, wenn an ihren Ehegatten plötzlich die Notwendigkeit herantrat — — die in seiner Hand geschrieben stand? Ihm summt der Kopf.

Ja — es wurde ihm klar, daß die Hochzeit verschoben werden mußte.

Er hatte kein Recht, sie zu heiraten, solange sein Leben nicht blank vor ihm lag.

Hatte er getan, was er mußte — und war es ihm gelungen, unentdeckt zu bleiben, oder (und hier stieß er im Strudel der Vorstellungen jedesmal einen stummen Weheschrei aus) hatte er seine Strafe verbüßt, und war die Geliebte ihm trotz des Makels treu geblieben — dann konnte er sie sich holen. Wenn!

Oder aber — würde sie einen bestraften Menschen nehmen?

Aber nein — alles war ja Unsinn — Lächerlichkeit — Betrug! Die Sonne schien, und Mensch und Tier glaubte an des Himmels Güte.

Getan werden mußte es unter allen Umständen vor der Hochzeit, und zwar je eher, desto besser für beide. Sonst betrog er sie.

Nun grübelte er unaufhörlich und feilschte mit seinem Gewissen, wie er es anfangen könne, das

Schicksal selbsttätig und rasch auf sich herabzuziehen und dabei so wenig wie möglich vor dem Gesetz schuldig zu werden. Immer war es seine Art gewesen, einer Gefahr lieber entgegenzugehen, als sich von ihr ereilen zu lassen. Es blitzte ihm auf, ob er dies Schicksal nicht mit einer Spielerei betrügen könne, mit dem Anzünden eines Queckenhauens im Felde — des großen Backfeuers im Dorfsofen oder etwas Ähnlichem.

War aber dazu die Alte nicht zu erschrocken und zu feierlich gewesen? Sie hatte gesehen, daß es etwas Ernsthaftes war! Wenn er eine solche Ausflucht suchte, betrog er am Ende nur sich selbst, und das große Ereignis kam zu seiner Zeit nach, wenn er nicht mehr daran dachte. Nein, das durfte es nicht sein!

Während der nächsten Tage konnte er nicht eine Minute lang zusammenhängend etwas anderes denken, und seine Hausleute fingen an, ihn nach dem Grunde seiner Verstörtheit zu fragen.

Eines Nachmittags riß er unweit der Chaussee seine Roggenstoppel mit dem Schälpflug um und ließ dabei wieder die Möglichkeiten der Ausführung vor seinem inneren Auge vorüberziehen. Er wählte und verwarf.

Wie, wenn er sein altes leerstehendes Viehhaus anzündete?! Hatte er dazu nicht gar ein Recht? Dieser Gedanke verblüffte ihn so, daß er die Pferde anhielt und nach seinen Hofgebäuden zurückschaute. Wie lagen sie dort heimelig und

traut, freilich auch recht verwittert! Mit dem Plan zu einem neuen Viehstall hatte sein Vater schon geliebäugelt, solange Jochim denken konnte. Und hatten sie nicht lange genug in die Versicherung gezahlt, um nun auch einmal brennen zu können? Ach nein — selbst wenn alles gut ging, war doch ein weiteres Hinausschieben der Hochzeit die Folge — bis der Hof wieder vollständig war! Das entschied die Frage.

Verzweifelnd richtete er seinen Blick auf das Häuschen an der Chaussee, und er überlegte, ob er hinüberlaufen sollte und die alte Frau auch noch für die Ausführung ihres Spruches um Rat angehen.

Indem er den eingesunkenen Dachfirst, die zerbrochenen Fenster und die abgefallenen Stellen in der Lehmverkleidung der Wände betrachtete, durchzuckte ihn urplötzlich die Erkenntnis, daß er gar keinen geeigneteren Gegenstand für seine Aufgabe finden könne als diese Hütte. Nun mußte er, was er tun sollte — dies war gemeint!

Dies konnte geschehen, ohne daß Reze jemals davon erfuhr. Kein Schild einer Versicherung klebte an dem armseligen Bau; es konnte geschehen, ohne daß die Gerichte sich übermäßig dafür interessierten — ohne daß die Insassen Schaden erlitten; denn mit Freuden würde er ihnen das Gerümpel dreifach ersetzen, das ihren Hausrat bildete. Welch ein glücklicher Einfall! Nein, etwas so Großes, wie die Opferung seines

eigenen Viehstalles verlangte das Schicksal nicht von ihm.

War die Alte, welche ihm die Sache angegeben, von Gottes und Rechts wegen nicht auch die nächste dazu? Sicherlich mußte sie es sogar schon — erschrak deshalb so sehr, weil sie gesehen, daß es sie selbst angehen werde. — —

Der Gedanke nahm rasch vollständig Besitz von ihm, und er sagte sich, daß es das beste sei, ihn ohne Verzug auszuführen. Auf den benachbarten Feldern spannten die Leute bei Eintritt der Dämmerung ihre Pferde ab und ritten sie nach Hause; er ging noch immer die Furchen entlang. Die Gäule wunderten sich und schauten sich beim Wenden vorwurfsvoll nach ihm um. Als genug Schatten hernieder gesunken war, ließ er sie stehen und schlich hinter einem Regelgraben sich an das Haus heran. Dort befand sich eine unbenuzte Hundehütte. Sie klebte an der Giebelwand, auf die der Wind stand, und etwas trockenes Stroh lag darin. Dort hinein schob er ein Stückchen glimmenden Zunders aus seinem Feuerzeug. Dann schlüpfte er zu seiner Arbeit zurück. — —

Er sehnte sich, die Wirkung bald zu sehen und fürchtete sich zugleich davor. Schweißperlen rannen auf seiner Stirn zusammen, obgleich der Abend kühl war; — jeden Augenblick wandte er den Kopf, während er durch das weiche Erdreich zog.

Es schien, als ob nichts geschehe, und schon nach zehn Minuten hatte er große Lust, hinzulaufen und das Zunderstückchen wieder heraus zu ziehen. Doch durch Vernunftgründe überredete er sich, dem Verhängnis seinen Gang zu lassen. Er hatte nun wenigstens seinem Glück die Hand geboten und seinen guten Willen gezeigt.

Am Himmel glommen die Sterne auf. Sie mahnten ihn sonst zum Feierabend und zum Überdenken des folgenden Tagewerkes; heute sah er zu ihnen nicht auf. Die Pferde zogen träge; sie waren müde. Eine schreckliche Angst befiel ihn, daß das Feuer sich vielleicht sehr langsam entwickeln und zur Nacht, wenn die beiden alten Leute schliefen, über ihnen auflodern werde. —

Der Schulze, der Vater seiner Kесе, kam im Wagen von der Stadt zurück, äugte herüber und erbaute sich ohne Zweifel an dem regen Fleiß seines künftigen Tochtermannes.

Ihm wurden die Füße lahm in den schweren Stiefeln; schon zwei Stunden länger als sonst war er bei der Arbeit.

Da sah er, wie beim Hausgiebel ein rötlicher Schein über einen Ginsterbusch hinspielte. Er hielt die Pferde an und spähte — — der Schein wuchs und bestrahlte auch einen Steinhaufen an der Straße. Und dann kroch eine Flamme an den Lehmstaken der Wand hinauf und leckte nach dem Strohdach.

Jochim rannte über den frischen Sturzacker. Durch das blinde Fenster sah er die beiden alten

Leute friedlich beim Abendbrot sitzen. Er schlug an den Rahmen und rief ihnen zu. Sie stürzten heraus. Er holte ihnen noch eine alte Deckellade aus der Stube — und das Dach schoß nieder und bildete einen feurigen Wall um die Ruine.

Mehr erschrocken als betrübt standen die Alten davor — nur um einige Kleinigkeiten ihres Besizes klagten sie. Der stille, steife Jochim Frieze aber wurde plötzlich beredt und selbst amüßig und freundlich. Als er ihnen reichlichen Ersatz und Herberge auf seinem Hofe versprach, wurde der Ehemann auch ganz zufrieden.

Die Frau jedoch wandte unter seinen eifrigen Trostbemühungen plötzlich ein paar sprachlos entsetzte Augen auf ihn, in deren weiten Pupillen die Flammen noch einmal züngelten. Sie hob die Hände über den Kopf und schlug sie vor der Brust zusammen, lief zwecklos umher und stellte sich mit ihrem fassungslosen Staunen wieder vor ihm auf, so daß er den Blick senken mußte. „Es ist nicht möglich,“ schrie sie. „Nein — es ist nicht möglich — ich komme um den Verstand!“

Davon riet Jochim ihr jedoch freundlich ab. Er rannte zu seinem Gespann, ritt es in scharfem Trab nach Hause, kam mit einem kleinen Wagen zurück, lud die beiden Alten darauf und war fröhlich und guter Dinge.

So besiegte Jochim Frieze sein Verhängnis durch Entgegenkommen.





Das „Klannern“.

Der Fluß war ganz mit einer jungen Eisschicht belegt; nur in der Mitte hatten die Dampfer eine Fahrrinne offen gehalten. An ihrem Rande schaukelten sich zerbrochene Schollen von geringer Stärke und ließen, wenn sie auseinanderglitten, im trüben Licht des Dezembertages das dunkle tiefe Wasser zwischen sich aufglänzen.

Auf diesen Schollen vergnügte sich eine Schar von kleinen und halbwüchsigen Knaben, indem jeder einzelne breitspurig auf einer Eisplatte stehend sie durch Wiegen des Körpers in Bewegung setzte und mittels eines Peefhakens steuerte, um, sobald eine andere Scholle erreicht war, auf diese überzuspringen und womöglich die bisher innegehabte zu zertrümmern. Das dunkle Wasser rauschte auf, wenn dies geschah, und versuchte, den festen Fuß zu erhaschen und den Knaben herniederzufangen; aber der war ebenso leicht und geschickt wie die Krähen, welche bei der warmen Sieleinmündung an der Brücke mit gespreiteten Schwingen über die eben zusammengeschossenen Eisfiguren hinliefen — jeden Augenblick bereit, den trügerischen

Halt aufzugeben. Es war die „Klannerfahrt“, welche die Jungen betrieben.

Auf der noch zusammenhängenden Eisdecke näher dem Ufer bemühten sich andere, durch Stampfen und Springen noch mehr Schollen abzulösen. Hier und dort taten sich neue Risse auf, und das Wasser trat an die Oberfläche.

Wann der erste von ihnen hineinbrechen muß, das scheint nur noch eine Frage von Minuten zu sein. Gestern sind zwei Knaben mit Lebensgefahr herausgefischt — vorgestern ist einer ertrunken, vor vierzehn Tagen zwei auf einmal, Spielfkameraden dieser Jungen. Und in den voraufgehenden Wintern haben nacheinander drei Brüder des einen Zehnjährigen dort — der mit den geschmeidigen Gliedern und dem kühnen Gesicht und der roten Mütze! — beim Klannern den Tod gefunden. Aber so wenig eine hundertmal vom Tisch verjagte Fliege es lernt, ihm fern zu bleiben — so wenig der Anblick erschlagener Fliegen auf eben diesem Tisch sie stutzig macht — so wenig nehmen die Knaben aus diesen Ereignissen eine Warnung.

Die Erwachsenen, welche am Strande arbeiten — die Bootsleute, welche rauchend langsam auf und nieder gehen und den vertrauten Teergeruch atmen — wissen, daß da nichts hilft, und werfen kaum mehr einen Blick hin. Der einarmige Strandwächter, der schon auf dem Lande die Jungen nur greifen kann, ohne sie zu strafen, oder strafen, ohne sie festzuhalten —

hat vergeblich gescholten und ist weitergegangen.

Ein höherer Polizist kommt zufällig vorüber. Er ist noch Neuling im Hafengebiet und meint, der Sache ein Ende machen zu müssen. Er tritt auf die Raimauer und ruft den Jungen barsch zu, daß sie sofort ans Ufer gehen sollen. Der kleine Rotmützigige erschrickt beim Klang der Stimme so, daß er von seinem Inselchen fast zwischen die Schollen gleitet — aber dann wirft er ihm von allen die dreifachste Antwort zurück. Sie lachen ihn aus — er solle nur kommen und sie wegholen! Der Mann ärgert sich und regt sich auf; doch muß er zugleich ein Lächeln verbeißen: er ist machtlos. Das Eis trägt keinen Erwachsenen, und wollte man versuchen, mit Hilfe von Latten und Stangen heranzukommen, so würde eine solche Jagd das Unheil erst herbeiführen, das verhütet werden soll. Die Bootsleute necken ihn, daß er sich eingebildet hat, gegen die Jungen etwas auszurichten, kommen ihm jedoch in bezug auf Dauer und Stärke der Prügel, welche jenen zu wünschen seien, auf das Freigebigste entgegen. Einer nur sagt entschuldigend: „Sie wollen auch fast alle zur See.“

Das dunkle Wasser glänzt im fahlen Tageslicht auch hier und da um die Pfähle dicht an der Raimauer — das Eis schließt nicht mehr an. Und wenn dort hinten die Decke schwankt, so gurgelt und schluckt das Wasser hier leise und leckt mit kurzen Zungen heraus, wie etwas Lebendiges, das

irgend etwas haben möchte und schmeichlerisch darum wirbt. Ja, es ist, als hätten die Kinderseelen, die drunten ausgehaucht sind, dem Wasser etwas ihres Lebens mitgeteilt! Und drüben leckt es gewaltig nach den Füßen der springenden Jungen. — Es ist gewiß, daß der dunkle Fluß nur darauf sinnt, wie er all die junge Reckheit und Kraft in sich begraben könne.

Ein gutgekleideter ältlicher Mann ist auch noch hinzugetreten und sieht unverwandt nach den Jungen. Die Leute kennen ihn meistens. Es ist der Segelmacher, der ein Geschäft für Schiffsausrüstung am Strande hat, nachdem er lange als Steuermann gefahren — der Vater des Rotmützigen. Fremd ist er jedoch dem Polizeimann.

Dieser sagt nach längerem Zuschauen in nachgiebigem Ton: „Na — drei oder vier davon ertrinken — aber die andern werden um so tüchtiger.“

„Schlimm nur für den, dem die drei gehören,“ sagt der Neuhinzugekommene langsam.

Ein Bootsmann sagt leise zum Polizisten: „Ihm ist seit drei Jahren jeden Winter ein Junge beim Klannern ertrunken — jetzt hat er bloß noch den da. Wehren kann er's ihm nicht — er kommt nur manchmal und sieht zu.“

Der andere hat es aber gehört und ergänzt mit groß offenen festen Augen: „Ja — und keiner lernte etwas daraus, wie es dem Bruder ging — nur das Klannern lernten sie voneinander.“

Er hob den Arm, da der Rotmützige eben her

sah, drohte ihm und rief: „Hast du Jürgens Pecke fortgenommen? Warte — wenn du nach Hause kommst!“

Der Junge rief kleinlaut, seine eigene sei ihm zu kurz geworden. Der Vater war ganz erregt und beruhigte sich nur langsam unter vielem Schelten. „Wenigstens lügt er nicht,“ sagte er endlich mit verhaltener Zärtlichkeit und fügte für den Polizisten erklärend hinzu: „Die Pecke, die der erste gehabt, stellte ich nämlich hinter mein Bett und keiner durfte sie anrühren — und die vom zweiten auch; aber da war die erste schon fort. Er hatte sie zu seinem Todesgang mitgenommen, weil sie länger war als die eigene und sie blieb auch im Wasser. — — Und so machte es auch Jürgen, der letzte — sie vertauschten nämlich die Pecken, obgleich ich sie mit dem Namen gezeichnet hatte — bloß weil jeder die längere wollte. Es ist sonderbar — das brachte kein Glück. Es war immer, als holte ein Bruder den andern dort hinunter. Auf ’nem alten Küstenfahrer ohne Klasse wären sie sicherer gewesen als hier bei ihrem Vater. Ich kann sie nicht hüten. — Ja — so geht es alle Tage, solange Eis da ist, wenn’s nicht zu dick friert. Wär’ erst der Frühling da — dann könnt’ ich rechnen, den August noch dreiviertel Jahr zu behalten! Ja — denn Krankheit ficht den nicht an — und im Sommer das Auf-dem-Wasser-Liegen im Boot — das ist alles nichts — gegen die Klannerfahrt.

Da hilft kein Stock und — zuletzt mag man auch nicht mehr schlagen — denn — wenn sie ihn mir tiefend ins Haus bringen — dann sollen Schläge nicht das letzte gewesen sein, was er von seinem Vater erfahren hat. — Und ebensowenig nützt das Bitten. Es ist, als würde man ein Huhn bitten, nicht zu scharren, oder eine Ente, nicht zu tauchen. Was möglich ist, tut er mir sonst gern zu Gefallen.

Ich glaube — wenn ich meine drei auf dem Kirchhof jetzt fragen könnte — ihr größtes Leid würde sein, daß sie nicht mehr dabei sein können! Es ist mir schrecklich, daß ich sie mir jetzt überhaupt nicht vorstellen kann — was sollen sie anfangen, wenn sie nicht Wasser und Eis haben.“ — Zwei Tränen rollten ihm in den Bart. Er schämte sich ihrer und fügte in kräftigerem Tone hinzu, indem er auf einen besonderen Waghals drüben deutete: „Wenn man nur wüßte, wo die verdammten Bengels das her haben!“

Der Bootsmann, der schon vorher gesprochen, nahm die Pfeife aus dem Munde, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in überzeugendem Tone: „Aber schön ist es doch; man ist doch nur einmal 'n Jung!“

„Das stimmt — und man hat auch nur noch einen.“

„Weißt du — als wir beide zusammen zum Klannern gingen? Ich mein' beinah, wir machten's noch toller. Wie wir zusammen auf ein und

derselben Scholle abtrieben — und die zerbrach — und du brachtest mich auf dein Stück, und wir landeten eine Viertelstunde abwärts?“

Der Segelmacher lächelte wider Willen. „Und du kriegtest keine Prügel, weil du beinahe verschwemmt warst — und ich nicht, weil ich dich rausgeholt hatte. Wir kriegten alle beide einen guten Tag dafür.“

„Und das Mal — wie der Hafenmeister uns vom Eise bringen wollte?!“

„Und wir die Jacken aufspannten und segelten!“

„Und dein kleiner Hund auf der Scholle ins Treiben kam und wir ihn wieder holten?!“

„Ja — schön ist es aber nur, wenn es gut abläuft.“ Der Alte wurde trübselig. „Sag mal — glaubst du, daß meine drei den Jungen da sehen können? — Besser wär's schon — nicht; denn ich glaube, sie feuerten ihn bloß an, statt ihn zu warnen. In allen Tollheiten waren die vier Jungen eins — nun müssen sie sich alle in dem einzigen ausleben. — Ich muß sagen, ich mag es nicht, daß Jürgens Peefe heute auf dem Eise ist. August wußte, daß er sie nicht anrühren durfte!“

„Ja — das steckt einmal drin — das ist die angeborene Wildigkeit!“ sagte der Bootsmann begütigend, und dem Beamten raunte er zu: „Er ist nämlich jetzt ganz allein mit dem Jungen. Als sie den dritten tot ins Haus brachten, bekam seine Frau zu viel. Sie war auch eine von den Herzhaften und ließ sich nicht leicht was ankommen.“

Sie hielt gerade einen Topf Milch in der Hand, den sie aus der Handlung geholt hatte. — Sie trug die Milch noch erst in die Küche — dann kam sie zurück und fiel bei ihm nieder und starb am Herzschlag. Na — nun möchte er den ja behalten.“ —

Ein kleiner Schlepper dampft die Fahrinne herauf — einer von denen mit starken Schrauben, welche große Wellen machen. Nur ein alter Mann steht darauf, führt das Steuerrad und achtet nicht auf das Eisvergnügen. Die Radwelle zieht in stets sich erweiterndem Winkel hinter dem Schiff her — die Jungen beachten sie nicht in dem schon dämmerigen Licht — doch merken sie erschreckt auf, als ein heller Schrei aus Knabenkehlen über das Wasser gellt — —

Die Schollenfahrer haben ihn nicht ausgestoßen — sie sind selbst dadurch erschreckt worden; man merkt nicht, woher er gekommen. Sie trachten, sich eiligst auf die feste Eisdecke zu flüchten; es ist eine gefährliche Jagd.

Der Segelmacher steht einen Augenblick wie ein Steinbild — aber jede Sehne in Vorbereitung gespannt und Entschlossenheit in den Augen.

Langsam geht er nun an die Raimauer, wobei er stolpert, weil er kein Auge von dem Rotmützigen wendet. Er nimmt tastend die Leiter auf, die unten im Schuppen liegt, und läßt sie lang aufs Eis niedergleiten — drüben stoßen schon die schaukelnden Schollen heftig aneinander — man

hört die Reibung — und das dunkle Wasser hüpfet zwischen ihnen auf. Am Ufer schluckt und leckt und gurgelt es heftiger.

Der große schwere Mann steigt auf den Leiterbaum hinab. — Andere Hände reichen ihm aus dem Schuppen ein leichtes Brett zu. Er schiebt es der Länge nach vor die Leiter, betritt es, zieht die Leiter nach und schiebt sie wieder vor das Brett. So nähert er sich rasch in großen Spannen den heraneilenden Jungen — immer die rote Mütze im Auge behaltend. Die Randwelle ist da und wird auch vom festen Eise einen Teil zerbröckeln; es schüttelt und schwankt unter ihm — da sieht er die rote Mütze nicht mehr in der Höhe der Köpfe, sondern bei den Füßen der andern — und die Schollen schließen sich beinahe über ihr — nur die Pecke mit einer Hand bleibt oben.

Aber sie öffnen sich auch wieder — und Augusts Arme zwingen sich dazwischen. Der Vater stößt wieder das Brett vor und läuft auf Händen und Füßen darüber hin. Es taucht ein — er sitzt nun reitend darauf und seine Hand erreicht den Peckenenschaft, der krampfhaft festgehalten wird.

Er stößt die Schollen zurück und zieht vorsichtig. Ein blaßes Gesicht kommt über Wasser. Eine Minute später hat er den Jungen hinter sich auf dem Brett — der Bootsmann ist ihm nachgekommen und zieht von der Leiter aus das Ende des Brettes wieder auf festes Eis.

Die Pecke hält August noch immer fest, obwohl

er vor Schreck und Kälte schlottert. Am Ufer nimmt der Vater sie ihm ab und besieht den Schaft. Es stimmt, er ist mit dem Namen „Fürgen“ gezeichnet. Die andern Jungen umstehen ihn. „Wer von euch hat geschrien, als der Dampfer kam?“ — Keiner — niemand weiß anders, als daß der Schrei von weiter her — von oben, oder unten — hallte und sie erst aufmerksam machte.

Der Alte ist sehr bleich. Er nimmt die Pecke, klemmt sie unter den Fuß, zerbricht sie in drei Stücke und schleudert sie weit hinaus zwischen die wogenden Schollen. Er fragt nichts mehr.

Dann nimmt er seinen Sohn bei der Hand, aus dessen Kleidern das Wasser rinnt, und geht eilig mit ihm heim.





Das letzte Wort.

Der Küster spielt die Schlußmusik. Sie hatte eine verdächtige Ähnlichkeit mit einem Opernmarsch und machte jedenfalls deutlich, daß nun etwas ganz anderes komme, wozu man hinausgehen solle. Die Singekinder wirbelten wie ein Schwarm Sperlinge von der Orgelempore in den Turmraum nieder, die Erwachsenen schoben sich langsam zu den Türen. Einige drehten den Kopf nach der Schwalbe, die durch das vom Eisen gesprengte Fenster hereingekommen war und töricht umherflatterte. Die unvernünftige Kreatur sah doch das weit offene Portal, warum ging sie nicht hinaus? Die Frauen hielten noch mit beiden Daumen auf dem Gesangbuch das unentfaltete Taschentuch und die wohlriechenden Stengel aus dem Hausgarten; der junge Pastor predigte kräftig auf die Geister ein und weniger auf den Tränenborn; man konnte ganz gut mit einem Sechzehntel der Fläche auskommen.

Sie hatten das Erntedankfest gefeiert; der Hafer war herein und die Heunachmahd ebenfalls, wenn auch nur nottrocken. „Kost und Motten“

konnten nichts mehr fressen. Da viele Berse gesungen wurden, hatten sie Zeit gehabt zu bemerken, daß die jungverheiratete Büdnerfrau Ehlers nicht da war. Sie hatte mannhohes Korn und einen leckeren Alee eingefahren, wahrlich Grund genug, dem himmlischen Geber einen Dankbesuch zu machen!

„Da is wohl wieder Lärm im Haus?“ sagte der Statthalter Gläwe bekümmert und stapfte über den Friedhofsrasen dem Hauptsteig zu.

Ehlers hatte sich landfremd hier eingeheiratet. Er war aus weicherem Stoff, als seine tätliche Ehehälfte, und deshalb derjenige, welcher bei feindlichem Anprall die Beulen bekam. Sie war „ein bildstatsches Mensch“ mit rechtschaffenen Taten und nichtsnutzigen Worten. Die jungen Männer — vordem abwechselnd angezogen und abgestoßen — hatten zuletzt einen Groll auf sie geworfen und sagten: „Ehr Mundwarf möt noch mal alleen dodslagen warden.“ So kam ihr der noch unbefangene Ehlers gerade recht. Als sie am Hochzeitstag vorschlug, daß er ihren Namen annehmen solle, unter dem das Grundstück so lange bekannt sei, rettete ihn nur der Standesbeamte.

Einige Wochen später hörte man oft ihre hohe, sich überschlagende Stimme auf dem Gehöft, und er war meistens draußen. Seit zwei Tagen aber war es ganz still dort.

Gläwe und andere machten einen kleinen Umweg über den an der Büdnerlei vorbeiführenden

Fußsteig und trachteten, ohne die Köpfe wesentlich zu drehen, möglichst viel auszukundschaften. Erstaut sahen sie, daß alle Fensterläden geschlossen waren. Kein menschliches Treiben, nur im Stall das Vieh! Als sie näher gingen, fuhr „Wasser“, der Kuhhund, an der Kette ihnen entgegen.

„Rusch — Wasser! Will'e ruhig sin!“ Häusler Kurdt schwenkte seinen Handstock nach ihm. Aber „Wasser“ war nicht der Hund, auf fremden Wunsch seine Pflicht zu versäumen. Er sprang im Bellen taktmäßig und klirrend mit den Vorderpfoten hoch, während die Besucher sich umsahen.

„Wat is hier los?“ sagte der alte Gläwe betreten. „Hier is keiner ein. Aber wozu haben sie die Laden zumacht?“ Sie standen alle still in dem Gefühl, daß sie sich um die Sache kümmern mußten.

„Hier is wat passiert,“ sagte der schwindfüchtige Tischler.

„Wenn sie krank wären, dann hätten sie doch die Fenster offen gelassen.“ meinte seine niedliche kleine Frau.

„Sei sünd dod, dat segg ick!“ unkte mit aufgerissenen Augen Gläwes vierzehnjährige Miefen, und ein wohliges, hoffendes Grauen trat in ihr rosiges Gesicht. „Sei hewwen sič uphungen.“

„Dumm Zeug!“ schalt der Vater. „Mudder, geh du eins an die Tür un flopp an, du kennst ihr ja am besten —“

„Daß sie mir in die Haare fährt — nee!

Wenn die da einfißt, denn is sie falsch, und denn laß ich mir nich mit ihr ein.“

„Sei ward doch nich in Düstern sitten.“

„Dat Beih röppt,“ sagte der Tischler, „dat hett lang nix kregen. Hier möt wat bi gescheihn.“ Trotz des Hundes schlug er an die Fensterrahmen. „Ehlers! Ehlers'en!“ Er trug den grauen Sommerüberzieher, mit dem er einst Sturm auf ihr Herz gelaufen, aber dann seine Kiefe erobert hatte.

„Sei hemwen sich flagen. Nu hett hei sich uphungen un sei is int Water gahn,“ murmelte selig erschauernd die Konfirmandin.

„Ehlers! Friß — Fru! Sid Ji dod?“

Nichts regte sich im Haus.

„Das wird wohl so sein,“ seufzte Mutter Gläwe und stützte ihren gichtgekrümmten Rücken gegen die Hauswand. „Mir war auch heut den ganzen Tag so sonderbar — ich müßt immer an Ehlers'en denken — grad wie dunn, als Möllersch in'n Teich ging. Un dann die Swalbe! Ich sag nix, aber grad' wie ich recht an Ehlers'en denk, kommt die Swölk int Finster.“

„Un de hadd so'n roden Krage um, as Ehlers sinen Bort,“ ergänzte die Bierzehnjährige.

„Na, slaht man düchtig an,“ sagte der Alte. Mehrere Fäuste regten sich so, daß ein Trommeln entstand, dem nur der Todesschlaf getrotzt hätte. Dazu bellte „Wasser“ sich schier die Seele aus dem Hals.

„Stemm di mal gegen,“ riet endlich jemand dem untersehten Kurdt, und der drückte mit der Schulter an die Türfüllung, daß sie krachte. Ohne vorheriges Geräusch aber wurde plötzlich von innen die Tür aufgerissen, so daß der kleine Häusler fast hineinfiel. Eine große, weißgesichtige Frau stand wie ein Holzbild hinter der Schwelle, und im Schein des durch die Tür fallenden Tageslichtes sah man im Flur auf Stühlen ein leinenbedecktes Bahrengestell. Sie sah aus, als wäre sie selbst vom Totenbett auferstanden. Aufschreiend stürzten die Draußenstehenden bis ans Hofstor. Miefen umflammerte ihre Mutter und flüsterte: „Sei geht iim, sei hett sich dat Leben nahmen.“

Aber das Bild bekam Sprache. „Was wollt ihr hier?“ fragte es hochmütig.

„Is hei nich tau Hus?“ entgegnete Kurdt verblüfft und kleinlaut.

„Was geht euch mein Mann an? Habt ihr sonst keinen, wo ihr mit Abendandacht in Krug halten könnt?“ Der kleine Häusler hatte genug.

„Is hei denn krank?“ fragte der Tischler.

„Was quälst dir darum? Seh zu dir selbst, die Gul' hat dir ja schon lang ihr Wiegenlied gesungen.“ Entsezt wankte er rückwärts.

Nun richtete sich Mutter Gläwe auf, so gut sie konnte. „Was sind das für lege Redensarten? Wir kommen ganz im Guten, weil daß wir denken, euch is wat passiert, un nu schmeißt du uns so was vor —“

Das Wort wurde ihr vom Mund gerissen durch einen Redestrom der Büdnerfrau. Das war anders, als sie es verstand! Das sprudelte und wetterte — alle zusammen erfuhren sie, was sie wert waren, und das war nicht viel, und als das genügend festgestellt war, machte sie einen Punkt, indem sie die Tür zuschlug. Da standen sie!

„Sie hat's im Kopp! Einer muß nach un sehn nach ihr,“ sagte Gläwe kummervoll. „So 'ne junge Perßohn! Mudder, wir beid —“

„In das Haus?! Um kein Geld nich! Daß sie dir auf'n Nacken kommt — du hast Frau un Kinder zu versorgen.“

„Büd,“ sagte der Tischler, „'t mag sin, as't will, äwerst dat unschüllige Weih möten wi wat geben, dat röppt.“ Damit zog er seinen grauen Herzenbrecher aus und ging dem Stall zu, die andern Männer hinterdrein. Sie stießen Heu vom Boden, holten in den Stalleimern Wasser von der Pumpe und schnitten Kraut für die Schweine. Dann fuhren sie wieder in die sonntäglichen Gewänder.

Gedankenvoll zogen sie im Gänsemarsch übers Feld heim. — —

Am Abend des Tages kloppte es bei Gläwes. Ein Mann krüchte herein zwischen zwei Baumästen und ließ sich ächzend auf die Bank fallen. „Ehlers!“ schrien alle wie aus einem Mund. Der Alte legte ihm die Hand auf die Schulter. „Mann, bist du das?“ Es war Fleisch und Bein, aber ein weh-

leidiges. Der Gast zeigte auf seinen Fuß und sagte: „Den hem id' mi in'n Busch verstuft, lat mi öwer Nacht hier sitten.“ Damit stellte er die Birkenknüppel an die Wand und zog den Hut tief ins Gesicht.

Der Hausvater unterdrückte die Neugier bei sich und den Seinen und sagte nur: „Komm näher an'n Tisch un eß. Nacher kannst auch 'n Bett in der Draußenkammer kriegen.“

* * *

Unter dumpfem Grollen, in das ihre Treffer niederzuckten, war er gestern abend einfach hinausgerannt, obgleich sie noch lange nicht fertig war — aber das letzte Wort hatte er behalten, aus der Ferne hatte er's ihr zugeschrien. Seine Prahlerei war an den Tag kommen und seine überwiegende Begabung für die Bierbankgeselligkeit. Und als er aufmuckte, hatte sie natürlich Strenge anwenden müssen und hatte festgestellt, wem eigentlich Haus und Hof gehöre, und wer leichtfertig und wer arbeitsam sei. Nun schlug es nach innen, und ihr war, als müsse sie an zurückgetretenen Meinungen krank werden.

Vom Wasser hatte er etwas gesagt — und was vom „saufen“. Er wolle fortan nur Wasser trinken? Schwerlich. Er wolle hingehen und sich eräufen? Spaß! Der lustige Gast würde was ganz anderes tun! Sie machte sich selbstzufrieden an eine Näharbeit. —

Als die Stunden verrannen, geriet ihre Sicherheit jedoch ins Wanken. Der Krug war heute wegen eines Trauerfalles geschlossen — wo konnte ihr Mann hin sein?

Es wurde Mitternacht. Alle Sinnestätigkeit sammelte sie in Auge und Ohr. Mehrmals meinte sie Fußtritte oder leises Klopfen zu hören — aber wenn sie recht acht gab, war es oben in der linken Brustseite, wo etwas rumorte. Endlich schlich sie leise ums Haus und rief seinen Namen — schein — dann lauter. Nichts! Nur „Wasser“ rasselte an der Kette.

Nun wurde es bitterer Ernst. Ganz plötzlich wurde ihr das klar. Wenn er in der Nacht nicht zurückkam, suchten morgen auch andere ihn — und die fanden ihn vielleicht. Wo — und wie? Einen Selbstmörder? Tod — und Schande?! Aufschreien hätte sie mögen.

Das durfte nicht sein — sie selbst mußte ihn finden. Im Mondlicht ging sie auf die Suche in den an ihr Feld grenzenden Wald. Sie bohrte ihre Blicke in das Buschwerk und in das Gewirr der sanft angeglänzten Buchenstämme, die manchmal wie verzerrte Menschengestalten aussahen. Und sie rief seinen Namen — sogar in der Roseform von ehemals. Die Stimme kam rauh und trocken heraus, wie sie in den mitternächtigen Wald rief.

Wenn andere ihn fanden! Das schmäbliche Begräbniß im Kirchhofswinkel — nach Sonnenuntergang — und der Sarg wurde nicht ins Tor

getragen auf der Bahre — sondern über die Mauer geschoben —

Was er ihr zugefügt, verblaßte, und aus entlegenen Herzgründen stieg die halbvergeffene Brautliebe wieder auf.

Moorige Waldgräben — dunkles Untergehölz — mondbeglänzte Schneisen. Ihr Fuß stieß an etwas Festes — Weiches. An allen Gliedern bebend tastete sie danach — es war ein verendetes Reh; der Fuchs wurde sein Totengräber. Stundenlang irrte sie umher.

Als es im Osten dämmerte, stellte sie ihr Suchen ein, um nicht von Freunden gesehen zu werden.

Sie verriegelte Thür und Fenster — mochten die Leute glauben, daß niemand zu Hause sei. Sie zündete ein Licht an, rückte Stühle zusammen, legte eine Matratze darauf mit einem Laken und hängte das Totenhemd, das sie ihrem Mann zum Geburtstag geschenkt hatte, bereit. So konnte der elendige Leib würdig gebettet werden, wenn er gefunden wurde; denn sie konnte nicht mehr glauben, daß er am Leben sei. Dann holte sie einen Katechismus, und beim Schein der Kerze betete sie daraus — aus sich selbst zu beten, war sie zu grundschlecht! Darüber schlief sie endlich sitzend ein.

Durch das Hämmern der Dorffreunde wurde sie aufgeschreckt. Es war eine Erfrischung, ihnen einmal gründlich die Wahrheit zu sagen! Sie hatten gewiß geholfen, ihn aufzuheben. Danach aber saß sie weiter in ihrer dunkeln Festung.

Als die Uhr sieben schlug, öffnete sie vorsichtig einen Fensterladen und sah die sinkende Nacht. Sie nahm einen langstieligen, starken Ernterechen und einen Strick und ging an den Teich am Waldrand. Hier mußte es geschehen sein — da er im Wald nicht war. — Einsam begann sie zu fischen nach dem vielleicht schon von Wassertieren angenagten Leichnam. Sie hätte auch nicht an redliche Teilnahme von irgend jemand glauben können — denn, hatte sie auch oft für andere gesorgt und getan — die richtigen Worte dazu hatte sie nie machen können. Es war ihr immer alles quer aus dem Mund gefahren — und das mag keiner. Sie sah das vollkommen ein, und sie hatte all ihre Lebtag lieber geholfen als Hilfe erbeten.

Sie warf den Rechen weit hinaus zur Mitte, um ihn dann am Grund entlang zu ziehen. Er ging glatt durch. Eine Breite davon wiederholte sie das — und immer wieder zog sie Halbmesser vom Mittelpunkt zum Rand. Mehrmals fing sich das Gerät, und sie zog aus Leibeskräften. Aber dann war es eine Baumwurzel gewesen, die plötzlich riß, daß sie hintenüber fiel — oder ein Wust von Pflanzengeschlinge, der losließ und mitkam. Die Hunde im Dorf heulten ihren Koloraturgesang — sie ahnten wohl auch etwas. Dann war ihr's, als knackte ein Gezweig hinter ihr.

Sie fuhr herum und sah im Baumschatten eine Gestalt, deren Umrisse sich beständig veränderten. Die Lichtstreifen, welche durch die Wipfel

darauf fielen, zitterten; denn der schwillende Wind bewegte das Laub. Heiser rief sie: „Alle guten Geister — loben ihren Meister. Sag, wer du bist!“ Ein Windstoß bog die Baumkronen, und sie sah, daß sie nichts gesehen hatte.

Hier war nichts. Es war nicht unmöglich, daß er den dem Hause näheren kleinen Teich benutzt hatte, um sich das Leben zu nehmen. Er war tief genug, von gekröpften Weiden umgeben, — ein langer Steg führte fast bis zur Mitte, denn sie pflegte hier ihre Wäsche zu spülen. Sie mußte auch diesen noch durchsuchen, damit sie nichts versäumte. —

* * *

Den Ehemann aber litt es nicht lange in des Statthalters Draußenkammer. Der Fuß schmerzte und schwoll immer mehr, schlafen konnte er nicht; da mußte er nachdenken. Was war ihm eigentlich begegnet? Er hatte seinem Schicksal weglaufen wollen, aber das Schicksal hatte ihn eingeholt und niedergestreckt, als er über das krautbewachsene Aststück im Gehölz stolperte. Es hatte ihn verhaftet, in Gläwes Draußenkammer gesperrt und seinen Fuß mit einer nassen Binde gefesselt. Diese Zwangslage konnte er in keiner Weise ändern, und so harrte er seinem Urteil entgegen. Von der Dorfbewohnerschaft wie von seiner Gattin mußte es ihm früh genug werden, — denn daß diese sich um seinen Verbleib kümmern werde, war ihm

sicher. Morgen schon vor Mittag würde sie ihren Flüchtling entdeckt haben und unter wenig lieblichen Reden ihn heimholen! Das konnte er sich deutlich vergegenwärtigen, — zugleich mit den halb entsetzten, halb ergötzten Mienen der Leute. Und wenn man auch im allgemeinen seiner Frau mehr Unrecht geben mochte, so war es doch ein Schimpf für alle beide.

Je mehr der Mond abwärts zog, desto klarer wurde ihm, daß er diese Unannehmlichkeiten nur vermeiden konnte, wenn er freiwillig zurückkehrte. Was dann sich abspielte, deckte wenigstens die Nacht und sein — oder seiner Frau Hausdach. Und außerdem war es gewiß, daß — mochte sie seine nichtsnutzige Seele auch nach Möglichkeit abkanzeln, sie seinem Fuß doch alle Pflege antun würde. — —

Deshalb verlor er keine Zeit mehr. Angekleidet hatte er im Bett gelegen; — er verließ, auf seine beiden Stöcke gestützt, behutsam das Haus. Stöhnend und kümmerlich genug legte er den Weg heimwärts zurück. Endlich stand er unterm Kammerfenster und klopfte zuerst schüchtern, dann kräftiger und endlich hämmern an den Rahmen, indem er dazu ihren Namen rief.

Das schlechte Weib wollte ihn ohne Zweifel nicht hören. Hinein aber mußte er; — er krüchte um das Haus zu einem winzigen Fenster an der Hintertür, zertrümmerte es, griff hindurch und öffnete das Schloß. Vorsichtig spähte er zuerst

nach beiden Seiten hinein, ob sie mit irgendeiner schlimmen Überraschung für ihn im Hinterhalt liege; jedoch alles war klar. So bewegte er sich durch die Küche in die Wohnstube, wo er auf dem alten Sofa zu übernachten gedachte. In der Thür zündete er ein Streichholz an und — prallte zurück. Da stand die Totenbahre — standen die Leuchter und war das Leichentuch gelegt! Er griff im Finstern nach einem Stuhl und setzte sich. Eine Vision mußte es gewesen sein — ein schändlicher, abscheulicher Spuk! Er keuchte und wehrte mit einem der Stöcke um sich, damit der Böse und seine Gefellen ihm vom Leibe blieben. —

Endlich fand er den Mut, ein zweites Mal Licht zu machen. Es war alles daselbe — es war Wirklichkeit! Und nun zündete er mit zitternden Händen die Küchenlampe an. In ihrem friedlichen Schein wurde ihm schnell alles gewiß und klar: seine Frau war gestorben — ganz plötzlich — gleich nach seinem Fortlaufen; der Schlag hatte sie gerührt. Hier wollte man sie aufbahren, wenn es Tag wurde; während der Nacht wollte man sie angekleidet auf dem Bett in der Schlafkammer liegen lassen; — nur Licht und Luft hatte man abgesperrt.

Er wiegte sich auf seinem Stuhl hin und her und weinte laut; denn das hatte er nicht gewünscht und nicht gemeint. Er hatte nicht einmal für immer fort wollen — hatte gar nicht nachgedacht. Er hatte nur gehofft, sie solle inzwischen zur Ein-

sicht kommen. Sie war nicht immer böse und zänkisch — sie hatte ihn sogar auf ihre Weise lieb und sorgte für ihn; — nur daß ihr Mund ein wildes Wesen für sich war, das Schrecken um sich verbreitete. Verschärft worden war für sie die Aufregung noch dadurch, daß er ausnahmsweise und dank seiner kräftigen, weittragenden Stimme das letzte Wort behalten hatte. Alles miteinander war zu viel gewesen für die arme Frau.

Er fühlte sich recht verlassen und elend und konnte gar nicht denken, was nun werden solle. Nur so viel war gut, daß er heimgekommen war und die schreckliche Nachricht ihn nicht bei fremden Leuten ereilt hatte!

Nun wollte er doch die arme Verstorbene sehen und humpelte mit der Lampe zur Kammer, indem er sein Herz gegen den traurigen Anblick wappnete. Aber der Schreck beim Eintritt war hier nicht geringer als vorher: die Betten standen unangerührt in gutem Frieden — nichts hatte sich verändert, und keine Spur von der Frau! Er stieß die Fensterläden auf, und friedliches Mondlicht floß herein. Da fuhr im Nachdenken ihm vollends das Entsetzen in die Eingeweide.

Man hatte die Leiche schon aus dem Hause gebracht! Warum? Weil seine Frau sich das Leben genommen, — eine andere Erklärung war unmöglich! Man beschleunigte in solchem Falle das Begräbnis so viel nur möglich und hatte für die letzte Nacht den Sarg vielleicht in den alten

Geräteschuppen auf den Kirchhof gestellt. Die Gläwes hatten's schon gewußt und aus Erbarmen geschwiegen, wahrscheinlich gedacht, auch er wisse es!

Vor Schauer und Grauen und furchtbaren Selbstvorwürfen stockten seine Tränen. Halb betäubt suchte er alle Räume des Hauses ab, um eine andere Erklärung zu finden, — vergeblich!

Da schlug der Jammer ihm über dem Kopf zusammen. Sein Leben erschien ihm zwecklos und unmöglich — ja, hatte er seine Frau in den Tod getrieben, so hatte er selbst den Tod verdient. Ohne weitere Überlegung, nur immerfort laut stöhnend und wehklagend humpelte er zum nächsten Teich hinab.

Ein dunkler Gegenstand schien am Ende des Waschsteges zu liegen; — es mochte Schatten der umstehenden Weiden sein, oder — ein leerer ver-gessener Korb, — oder ein Reisigbündel, das die Dorff Jungen zum Krebsfang benutzen wollten. —

Er trat auf die schwankenden Bretter — er sah, daß der Gegenstand sich bewegte.

Er stand still, und das Etwas richtete sich auf, — wurde groß und hager — hielt einen schilfbehangenen Rechen und — hatte im Mond-schein das herbe Angesicht seiner Frau — —

Da schrie er laut auf und taumelte, eine der Krücken glitt von dem schmalen Stege ab, und er verschwand in dem hochausspritzenden Wasser. —

Einige Minuten später trug sie den noch halb bewußtlosen Ehemann auf ihren starken Armen

zum Hause hinan. Sie stellte ihn auf dem Flur nieder, so daß er an der Wand lehnte, und zündete das Licht am Bahrengestell an.

„För wen heft du dit utpuzt?“ fragte er, zu sich kommend, mit wankender Stimme.

„Jc̄ herw meint, för di.“ Sie ging ans Fenster und öffnete die Läden; er setzte sich.

„Worum heft du mi denn ruthalt?“

„Wil du mi nich heft utreden laten.“

„Denn segg, wat du noch seggen wullst un smiet mi wedder rin.“

Ein Lächeln dämmerte in ihrem Gesicht auf.

„Nee — nu lat man. Wies mal dinen Faut“ — und sie ließ sich aufs Knie nieder und begann, sein geschwollenes Fußgelenk in Pflege zu nehmen.

In unserer **Sammlung novellistischer Heimat-**
bilder erschien ferner:

Wilh. Arminius, Aus der Ruhl. Geschichten vom Thüringer
Wald. Oktav. IV, 161 Seiten. Broschiert 2 M., in Leinen
gebunden 3 M.

Arminius kennt und liebt sein Heimatland und seine Landsleute. Lebenswahres,
unverfälschtes Volkstum, echter, würziger Waldgeruch der Thüringer Berge weht dem
Leser entgegen; da ist nichts Er künsteltes und Gemachtes weder in den Charakteren noch
in dem Milieu — eines ergänzt das andere zu einem echten und rechten Dichterwerk.

E. Mullenhoff, Aus einem stillen Hause und andere Ge-
schichten für besinnliche Leute. Siebentes Tausend. Klein-
Oktav. IV, 88 Seiten. Elegant kartoniert 1 M.

Kurze Erzählungen, einige wie stille Bilder von Ludwig Richter, mit
klaren, einfachen Strichen, ganz anspruchslos, ganz unaufdringlich, darum dem sinnenden
Menschen so wohlthuend; andere die ersten dunklen Regungen darstellend, in denen
Knaben- und Madchenherzen einander zuneigen, ganz modern, von überraschend
scharfer Psychologie und schöner Zartheit... eine freundliche Gabe für alle
die, die gern allein sind, nicht um grubelnd in sich zu versinken, sondern um im warmen,
liebvollen Herzen das Spiegelbild der Welt im kleinen aufzufangen und zu betrachten."
Jehoeer Nachrichten.

E. Mullenhoff, Abseits. Niederdeutsche Heimatbilder. Oktav.
IV, 191 Seiten. Broschiert 2 M., in Leinen gebunden 3 M.

... Was die Verfasserin in ihrer auch heute wieder unvergleichlich
schlichten und anspruchslosen, aber ebenso feinsinnigen wie kerngesunden
Art zu erzählen und psychologisch zu entwickeln weiß, bleibt modern und findet
seine Leser, solange es Menschen gibt, die sich aus dem Trubel des Werktages wieder und
wieder nach der Feiertagsruhe sehnen..."
Kieler Zeitung.

L. Rafael, Vom alten Sachsenstamme. Novellen. Oktav.
IV, 210 Seiten. Broschiert 2 M., in Leinen gebunden 3 M.

Westfalen ist die Heimateerde, der die Gestalten der aus dem Volke gegriffenen
Erzählungen entstammen: harte, knorrige Menschen, unter denen L. Rafael aufgewachsen,
in deren Seelenleben sie tiefe Einblicke getan.

J. J. Horschick, Reif im Frühling. Oktav. IV, 177 Seiten.
Broschiert 2 M., in Leinen gebunden 3 M.

„Eine aparte Gabe sind sieben Novellen von J. J. Horschick unter dem Titel
'Reif im Frühling', die der Verlag von Amelang, Leipzig, veröffentlicht hat. Die No-
vellen sind dem Leben abgelauschte kleine Kunstwerke.“

Straburger Post

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



22 May 1911



sicher. Morgen schon vor Mittag wird
Flüchtling entdeckt haben und unter
lichen Reden ihn heimholen! Das ko-
deutlich vergegenwärtigen, — zugleich
entsetzten, halb ergözten Mienen der
wenn man auch im allgemeinen seiner
Unrecht geben mochte, so war es doch
für alle beide.

Je mehr der Mond abwärts
klarer wurde ihm, daß er diese Unanne-
nur vermeiden konnte, wenn er freim-
kehrte. Was dann sich abspielte, deckte
die Nacht und sein — oder seiner Frau
Und außerdem war es gewiß, daß —
seine nichtsnutzige Seele auch nach Mö-
kanzeln, sie seinem Fuß doch alle Pi-
würde. — —

Deshalb verlor er keine Zeit
gekleidet hatte er im Bett gelegen; —
auf seine beiden Stöcke gestützt, behutsam
Stöhnend und kümmerlich genug le-
Weg heimwärts zurück. Endlich stand
Kammerfenster und klopfte zuerst schüch-
kräftiger und endlich hämmernd an de-
indem er dazu ihren Namen rief.

Das schlechte Weib wollte ihn
nicht hören. Hinein aber mußte er; —
um das Haus zu einem winzigen Fer-
Hintertür, zertrümmerte es, griff hi-
öffnete das Schloß. Vorsichtig späht

